Das Westphälische Dampfboot.

Eine Monatsschrift.

Redigirt

von

Dr. Otto Lüning.

Zweiter Jahrgang.

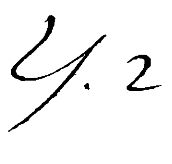
Mai und Juni.

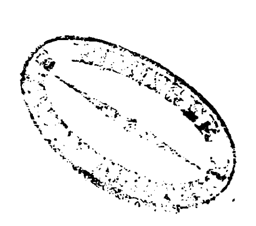
Preis pro Jahr 2 Thlr. 15 Sgr.

Bielefeld, 1846.

Verlag von A. Helmich. — Druck von J. D. Küster, Witwe.

Aufgeschnittene Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.





Pönitenziarreform.

Ackerbaukolonie von Quevilly bei Rouen.

Hr. Baudry gibt unter obigem Titel eine interessante Schilderung einer durch die menschenfreundlichen Bestrebungen des Hrn. Lecointe gegründeten Besserungsanstalt für verwahrlos'te Kinder. In der Einleitung stellt er den Satz auf, daß Macht und Einsicht nicht ein Recht gegen Andere gibt, sondern den damit Begabten die Pflicht einer natürlichen Vormundschaft über die schwächern Brüder auferlegt. Im Alterthume habe man von dieser moralischen Idee nichts gewußt; so ist z. B. die altrömische Tutel ein Recht des muthmaßlichen Erben des Mündels oder der Frau gewesen, zu dem einzigen Endzwecke, das Vermögen zu erhalten, welches ihm, dem Erben, dereinst zufallen könnte. Vormundschaft der Frauen und Kinder wie der niedern Klassen — Alles sei bei den Alten aus ein und demselben Princip hervorgegangen; Ausbeutung des Schwachen durch den Starken; — höchstens habe man, wie die Priester Brahma's und Zoroaster's, Seligkeit in einer andern Welt als Lohn für den Gehorsam in dieser versprochen. Der Verfasser geht sodann auf das Christenthum über: dieses habe zuerst das Princip der Gleichheit und der allgemeinen Menschenliebe aufgestellt; zwar habe man lange Zeit den Aufenthalt auf der Erde als eine Schule des Leidens betrachtet, deren Lohn erst im Himmel zu gewärtigen; allein endlich habe sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß es die Aufgabe des Menschen sei, den Himmel auf der Erde zu verwirklichen. Diese Verwirklichung sei ganz und gar in der Anwendung des Humanitätsprincipes enthalten, welches lehre, daß der Mensch nicht egoistische Rechte, sondern einzig und allein Pflichten gegen seinen Nächsten habe, daß der Stärkere nicht zur Ausbeutung des Schwächern berechtigt, sondern zu dessen Schutz verpflichtet sei. —

Nach dieser Einleitung, die wir nur in den Hauptzügen wiedergegeben haben, äußert Hr. Baudry die Ansicht, daß es den anderen Zeiten vorbehalten sei, von der Theorie zur Praxis überzugehen, daß die Anwendung dieser erhabenen Grundsätze schon ihre Erstlingsfrüchte trage, und daß aus derselben unter andern die Gründung der Kolonie des Herrn Lecointe hervorgegangen sei.

Wir entnehmen der weiteren Schilderung folgende bemerkenswerthe Angaben:

Herr Lecointe widmete sich schon seit längerer Zeit der Erziehung junger Gefangenen. In Verbindung mit Herrn Henri Duhamel unterrichtete er mehrere Male in der Woche die in dem Correktionshause des Departements der untern Seine eingesperrten Kinder; und ungeachtet der verdorbenen Atmosphäre, die in jenem Orte nothwendig herrschen mußte, hatten die beiden edelmüthigen Männer die Freude, selbst dort schon Wunder der Besserung zu bewirken. Der Verfasser macht hier auf einen großen Fehler der französischen Gesetzgebung aufmerksam: wird nämlich ein irgend eines Vergehens Angeklagter, der jünger ist als 18 Jahre, als unzurechnungsfähig freigesprochen, so kann der Richter ihn behufs seiner Erziehung bis zum 20. Jahre in ein Correktionshaus schicken. Die Kinder befinden sich dort in der Nähe von Verbrechern, und die Lehren der moralischen Verderbniß und des Lasters sind die einzigen, die sie erhalten. Aber nicht allein die Seele, auch der Körper geht zu Grunde, in Folge des Mangels an freier Luft und Bewegung, und hauptsächlich in Folge der lasterhaften Gewohnheiten eines solchen Aufenthalts. Der wahre Name solcher Correktionshäuser wäre: Schulen des Diebstahls und der Unzucht. —

Von der Verwaltung selbst ist nach Herrn Baudry nur ein einziger Versuch der Verbesserung ausgegangen, und zwar zu Paris in der Besserungsanstalt von la Roquette; aber wie? man hat die Kinder bei Tage wie bei Nacht in einsame Zellen eingesperrt! Sicherlich ist das unter dem Namen Pönitentiarsystem bekannte barbarische System der Isolirungen und für sich verwerflich genug; aber wenn man auch alle die scheinbaren Gründe, die unsre Philanthropen zu dessen Rechtfertigung anzuführen pflegen, gelten lassen wollte, so kann man doch nicht die Anwendung derselben auf die Einzelabsperrung von Kindern zulassen. Möglicherweise vermag das Nachdenken in der Einsamkeit zu bewirken, daß der Verbrecher endlich die Stimme seines Herzens vernimmt, daß ihn aufrichtige Reue ergreift; aber sollen die Kinder eine Handlung bereuen, wegen welcher sie für unzurechnungsfähig erklärt wurden? Die Art und Weise, wie man ihnen gemeinsamen Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilt, ohne daß Jemand dabei seine Zelle verläßt, ist allerdings sehr sinnreich; allein das genügt nicht: in dem Alter, wo der Körper am Meisten der frischen Luft und körperlichen Bewegung bedarf, siecht er in dem engen Raume hin; und statt die Kinder bloß im Pantoffelflechten und Bürstenbinden zu unterweisen, sollte man sie ein Handwerk lehren, welches sie bei ihrem Austritt aus dem Gefängniß ernähren könnte.

Herr Lecointe kam zu der Überzeugung, daß die einzige passende Erziehung der jungen Gefangenen nur in Ackerbaukolonien zu realisiren

sei. Nun besteht schon eine solche seit 1839 zu Mettray bei Tours, und die Resultate derselben sind höchst erfreulich. Die Kinder werden hier, in freier Luft, zu harten Feldarbeiten angehalten, unter Aufsicht wohlgesinnter Männer, welche väterlich mit ihnen umgehen. Man sieht dort keine hohen Mauern, keine düstern Gänge, keine Schildwachen; das Thor ist offen, und wenn die Gefangenen nicht entwischen, so geschieht es bloß deßhalb, weil sie wissen, daß ihr Bleiben in ihrem eignen Interesse ist. So bekommt der Gewahrsam einen moralischen Charakter, der ihm im Gefängniß fehlte, und die Strafe, wenn man noch von Strafe reden kann, ist nicht mehr durch Zwang auferlegt, sondern freiwillig. Außer dem Ackerbau lernen die kleinen Kolonisten noch ein damit in Verbindung stehendes Handwerk, womit sie sich bei ihrem Austritt ihren Unterhalt verdienen können.

Herr Lecointe suchte schon seit 1836 eine ähnliche Kolonie zu begründen; allein es stellten sich ihm so viele Schwierigkeiten entgegen, daß es seines Eifers und seiner Beharrlichkeit bedurfte, um sich nicht gänzlich abschrecken zu lassen. Das größte Hinderniß war der Mangel an Geld. Während für Gründung der Kolonie von Mettray 500,000 Fr. unterzeichnet wurden, konnte Herr Lecointe in 2—3 Jahren kaum 30,000 zusammenbringen, womit er indessen alle Kosten der ersten Einrichtung bestritt. Der Staat gibt ihm übrigens einen täglichen Beitrag von 80 Centimes für das Kind.

Erst im Winter 1842 konnte Herr Lecointe die Verwirklichung seines Projektes beginnen, wozu ihm das Departementsgefängniß 10 Kinder anvertraute. Er selbst gab den nöthigen Grund und Boden, den alten Park der Karthäuser, im Dorfe Quevilly bei Rouen, dazu her; Alles findet sich hier vereinigt: Waldung zum Urbarmachen, Obst- und Gemüsegarten, ein geräumiges Haus, und selbst eine alte Kapelle, welche man mit vielem Geschmack restaurirt hat. Seitdem geht Alles nach Wunsch; die Kolonie zählte schon nach Verlauf eines Jahres 40 Kinder, von denen die meisten 10—12 Jahr alt sind.

Die Arbeiten theilen sich in Garten-, Feld- und Forstarbeiten, woran Alle Theil nehmen, dann in Schneider-, Tischler-, Zimmermanns-, Maurer- und Schmiedearbeit, die Jeder nach seinem Geschmack wählt. In gewissen Stunden erhalten sie gemeinschaftlichen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen; ein Geistlicher gibt ihnen Religions- und Gesangunterricht, und Herr Lecointe selbst unterweis't sie in den Anfangsgründen der Botanik. Des Abends machen sie Socken, Bürsten, Strohgeflechte u. dgl. m. Ihre Speisen sind einfach und derb; ihre Kleidung besteht in grauleinenen Hosen, in einer kurzen Blouse von demselben Stoff mit einem Ledergürtel, in einem Strohhut und Holzschuhen. Das gesunde und fröhliche Aussehn Aller beweis't die Vortrefflichkeit dieser Lebensart.

Diese materiellen Details würden hinreichen, um die unermeßliche Verbesserung zu bezeichnen, die dadurch in dem Zustand dieser jungen Geschöpfe bewirkt ist; aber was noch bewundernswürdiger ist, das ist der moralische Einfluß ihres vortrefflichen Direktors. Jeder physische Zwang ist verbannt; die Berufung an die Vernunft und an das Gefühl ist der einzige Antrieb zur Thätigkeit; und die Thatsachen beweisen die Wirksamkeit desselben. Die Mehrzahl der kleinen Kolonisten lebte früher sich selbst überlassen, ohne eine Idee von Pflichtgefühl: in ihrer neuen Gesellschaft begreift Jeder seine Stellung und füllt sie aus, nicht nur mit Folgsamkeit, sondern sogar mit Liebe und Hingebung. Hat Einer gefehlt, so versammeln sich seine Kameraden unter selbstgewählten Vorstehern, entscheiden über den Fehler, und verkünden die Strafe. Dieselbe besteht gewöhnlich in einer Art von Vorwurf, in Absonderung des Schuldigen während der Mahlzeiten und Erholungsstunden. Man sollte nicht glauben, was für eine Wirkung diese einfache Maaßregel hat. — Und wenn auch bisweilen ein etwas widerspänstiges Subjekt aus dem Departementsgefängniß zugeschickt wird: Die älteren bemächtigen sich sofort des neuen Ankömmlings, und ihr Rath und ihr Beispiel macht ihn in einigen Tagen ebenso sanft und lernbegierig als die übrigen Mitglieder der Gesellschaft. —

Niemand besitzt übrigens eine besondre Kasse oder Privatvortheile; die Produkte der gemeinsamen Arbeit werden auf die allgemeinen Kosten der Anstalt verwandt. Eine Gesellschaft versorgt die jungen Gefangenen bei ihrem Austritt mit dem Nothwendigsten, und verschafft ihnen einen Platz. Und doch unterziehen sich die Kolonisten mit größter Willfährigkeit dieser erzwungenen Uneigennützigkeit. Der Grundsatz der gegenseitigen Verbindlichkeit, deren Theorie überall anderswo erst im Keimen begriffen ist, wird hier in seiner ganzen Ausdehnung ausgeübt, und hemmt weder die Liebe zur Arbeit noch die Entwickelung der individuellen Fähigkeiten. Der Geselligkeitstrieb, der in den gewöhnlichen Gefängnissen nur Laster erzeugt, und in den Pönitentiarzellen gewaltsam unterdrückt wird, entwickelt sich hier naturgemäß und hat die schönsten Resultate zur Folge. —

Tausend Einzelheiten könnten das eben Gesagte erhärten. So brachte ein Knabe voller Freude eine im Park verloren gegangene Uhr zurück. Ein ander Mal brach eine Feuersbrunst im Dorfe aus: Alle verlangten zu helfen, und begaben sich unter Führung eines Aufsehers an Ort und Stelle; als Dieser, um schneller hinzukommen, eine Mauer überstieg, wollten ihm die Knaben nicht folgen, sondern gingen lieber durch's Thor, „damit man nicht glaube, daß sie entwischen wollten." Bei der Rückkehr fehlte kein Einziger. Dieses Wunder des freiwilligen Gewahrsams erneuert sich übrigens täglich in der Kolonie, denn man hat dort weder Riegel noch Wachen.

Nachdem Herr Baudry diese Einzelheiten erzählt hat, macht er noch einige Schlußbemerkungen. Er beabsichtigt natürlich nicht, die Kolonien von Mettray und Quevilly als Basis eines Systems hinzustellen, welches die ganze Gesellschaft zu erneuern im Stande wäre; für Erwachsene würde es schon deßhalb nicht passen, weil die Familie darin keinen Platz hat; — allein er findet mit Recht, daß diese Anstalten die Aufgabe der Erziehung der armen Klasse vollständig gelöſ't haben. Er weiſ't darauf hin wie man, statt des traurigen Verfahrens bei der gewöhnlichen, dem Zufall und dem Schlendrian überlassenen Lehrlingschaft, nach bestimmten wissenschaftlichen Grundsätzen die Kolonisten in der Ausübung verschiedener Handwerke unterweise, wie man für Entwickelung des Körpers sorge, die in den Gefängnissen und in den Schulen wenig befördert und selbst unterdrückt werde, und wie endlich die eigentliche Erziehung sich nicht auf die einfachen moralischen Vorschriften beschränke, die man allerdings nicht vernachlässigen müsse, die aber für sich allein nicht hinreichten, um thätige Bürger für eine kräftige Gesellschaft heranzubilden, — sondern zugleich auch die sociale Moral, die der Vergesellschaftung und gegenseitigen Verbindlichkeit (**association et solidarité**) umfasse, und dieselbe durch die beste von allen Methoden, durch die Praxis, lehre.

Der Verfasser drückt sodann seine Achtung und Bewunderung für den Mann aus, der mit so ausgezeichneter Hingebung und mit so geringen Hülfsmitteln eine so meisterhafte Anstalt gegründet hat und noch leitet. Sehr richtig antwortet er denen, die der Anstalt Vorwürfe machten, weil sie nur Kinder aufnähme, die sich schon vergangen hätten, und die im Elend und in der Unwissenheit lasse, die rein geblieben seien, — daß man doch irgendwo hätte anfangen müssen, und daß es doch sicher das dringendste Bedürfniß gewesen sei, denen zuerst zu Hülfe zu kommen, die sowohl von der Familie wie von der Gesellschaft verlassen und aufgegeben waren. —

Schließlich ermahnt Herr Baudry, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten, das Christenthum habe mit Armen und Sklaven begonnen, die sociale Moral finde vielleicht ihre ersten praktischen Jünger unter den Gefangenen. Ähnliche Anstalten brächten uns freilich nicht sofort auf den Gipfel der Vollkommenheit; wenn man den Kindern die Erziehung gesichert habe, sei den Erwachsenen noch die Arbeit zu sichern. Er schließt mit folgenden Worten: „wir wollen indessen billig sein, wer dachte vor 15 Jah„ren an Ackerbaukolonien für verwahrloſ'te Kinder? Wenn der Fortschritt „uns langsam scheint, so kömmt das daher, daß wir nur eine Stunde lang „leben. Dennoch schreiten wir vorwärts ... *e pur si muove.*“

Wir sehen mit vieler Freude aus obigen Angaben, daß der Socialismus nicht ein so unfruchtbares, unpraktisches Feld ist, wie ihn seine Feinde,

in deren Egoismus er freilich einen sehr sterilen Boden findet, gern darstellen möchten. Mögen diejenigen, welchen die Socialisten neue Herostraten sind, die nur die Brandfackel der Vernichtung zu schwingen vermögen, nach Quevilly gehen, und dort die positiven Schöpfungen bewundern, welche das Resultat socialer Ideen sind; mögen die klugen Leute, denen der Socialismus nichts als eine bodenlose Theorie ist, gut darüber zu räsonniren, um sich in der Dialektik zu üben, mögen sie in Quevilly die praktische Ausführung manches socialen Gedankens studiren, wenn es ihnen wirklich um Wahrheit und Erkenntniß zu thun ist, und wenn sie nicht bloß in verhärtetem Egoismus nur an das eigne Ich, nicht auch an die Leiden unsrer Mitmenschen denken wollen; — mögen endlich aber auch Alle diejenigen, welche mit Kopf und Herz den Ideen der Neuzeit zugethan sind, welche das Prinzip der Gleichheit und der allgemeinen Menschenliebe nicht in das unbestimmte Jenseits verlegen, sondern dasselbe schon in dem bestimmten Diesseits zu verwirklichen trachten, mögen sie aus jenem einem Beispiel des wackern Lecointe entnehmen, was Eifer und Beharrlichkeit für eine gute Sache, auch bei schwachen äußern Hülfsmitteln, für schöne überraschende Resultate zu gewähren vermögen. Wie ermuthigend ist der Gedanke, daß es nur beharrlicher Anstrengungen eines Menschenfreundes bedurfte, um eine Menge von unglücklichen Kindern dem sichern, physischen wie moralischen, Verderben zu entreißen. Wir können daraus schließen, wie unermeßlich der Zustand der niedern Klassen verbessert werden könnte, wenn nicht ein Einziger, wenn die ganze Gesellschaft die Hülflosen und Schwachen in ihren mütterlichen Schutz nähme. Bis es dahin kömmt, werden wir freilich nur zu palliativen Mitteln greifen können; allein wenn wir Alle, Jeder an seinem Ort, das für die gute Sache thäten, was Lecointe dafür gethan: wahrlich die öffentliche Meinung würde nicht lange anstehen, sich so energisch für die socialen Ideen zu erklären, daß jeder Widerstand eitel und fruchtlos wäre. —

Dr. Aug. Lüning.

Soziale Poesie.

Paul. Von A. v. Sternberg. Leipzig, 2 Bände. Dritter Band: Paul in der Heimath.

Wie den Königen, die in der Wissenschaft bauen, ein ganzes Heer von Kärrnern folgt, um an dem großen Werke wenigstens mit zu tagelöhnern, so ists gewöhnlich auch im Reich der Kunst und Literatur. Nicht nur findet das Genie oder das Talent, welches entweder eine ganz neue Bahn bricht, oder doch ein ganz interessantes und bisher unbeackertes Feld an-

baut, einen Haufen von Nachzüglern, die mit leidlichem Geschick ihr Glück in denselben Kreisen versuchen, sondern man könnte bisweilen versucht sein, einen Zweig der Literatur, die Belletristik, Romanschriftstellerei, wie man das nun nennen will, mit einem großen Karren zu vergleichen, der in jedes Geleise des Gedankens und der Weltanschauungen einlenkt, sobald ein neuer Weg eingeschlagen und gebahnt wird. Als man anfing, der Salons etwas satt zu werden, und im Volke eine frische und gesunde, der Poesie weit fähigere und von ihr erfülltere Lebenskraft zu ahnen, fing einer, der seine Schwarzwälder gut kannte, Dorfgeschichten zu schreiben an; kaum hatten die, wie man in der Literatur sagt, Aufsehen gemacht, und, wie man in der Krämerwelt sagt, gezogen, so stürzten Nachahmer sich in dieselbe Bahn. Man langweilt sich an solchen nachgeahmten Werken freilich, wenn sie etwa, wie das letzte von G. Schirges, in die alten abgedroschnen Amtmanns- und Pfarrer-Regionen kommen, aber diese Langeweile hat das Gute, daß das Ursprüngliche, der von der neuen Richtung gewählte Gegenstand, dann schon in der öffentlichen Meinung als selbstständig und berechtigt erscheint; gerade so wie eine Partei dann schon einen großen Sieg erfochten hat, wenn sie unter sich zerfallen ist. So lange etwa ein einzelner sozialistischer Apostel dastand, konnte man darüber lachen; nun aber der Sozialismus schon in die verschiedensten Schulen, die sich angreifen und befehden, auseinandergegangen ist, nun er aus sich schon ganz entgegengesetzte Theorien hervorgebracht hat, und ein bornirter, geistloser, religiöser, philosophischer, mechanischer, organisirender Sozialismus von verschiednen Seiten vertreten wird: nun kann der, welcher überhaupt von Entwicklung des Geistes, von Geschichte, etwas vernünftiges weiß, nicht mehr läugnen, daß der Sozialismus eine Macht geworden ist, weil der Geist sich allseitig dieses Stoffs bemächtigt hat. Er mag ihn verwünschen oder lieben, anerkennen muß er ihn als eine Macht. Der Staat erkennt ihn an durch Verbote und Gegenmaßregeln der ernstesten Art, die Literatur proclamirt seine Existenz, indem sie seinen Stoff so oder so, verstanden oder mißverstanden, in Gedichten und Romanen verarbeitet. Wenn wir der Poesie zu Gut halten wollen, daß sie ein wenig unpraktisch ist, und uns darum bei ihrer Beurtheilung auf den Standpunkt eines sehr allgemeinen Sozialismus stellen, so könnten wir vielleicht George Sand als das Genie bezeichnen, welches dem sozialistischen Romane die Bahn gebrochen hat. Die Nachtreter fehlen schon jetzt nicht, und werden sich immer noch vermehren. Dießmal wollen wir einen von denen betrachten, welche die Sand verehren (soweit sie nicht revolutionair, sozialistisch u. s. w. ist — kurz, soweit sie nicht sie selbst ist), aber nicht nur verehren, sondern auch studirt und benutzt haben. Herr A. v. Sternberg hat zwar in diesem oben genannten sozialistischen Roman nicht im Einzelnen von der Sand geborgt, aber all seine bisherigen literarischen Lei-

stungen zeigen den Einfluß von ihr und der französischen älteren und neueren Literatur überhaupt. Den Stoff zu seinem Buche hat er, nach Art der dichterischen Freiheit, überall her zusammengebracht, und zum Theil zu wahren lebendigen Gestalten verarbeitet. Das dichterische, was in ihm ist, hat seine persönlichen Ansichten und Sympathien sehr oft zurückgedrängt, und es ist nur zu bedauern, daß neben so wahren Gestalten und Gefühlen, wie er sie etwa im Ignaz, dem schlesischen Webersöhn, geschildert hat, seine und seiner Helden eigne Reflexionen sich größtentheils so abgeschmackt ausnehmen; er ist nur geistreich und hat nur Verständniß des Lebens, wo er sich selbst hinter seinem Künstlerischen Ich zurücktreten läßt, und unglücklicherweise, sobald er seinen Helden die Moral und Lehre des Buchs praktisch darstellen läßt, wird er langweilig und unpraktisch, das ist die Nemesis der Wahrheit. Natürlich entsteht aus einem solchen Verhältniß ein ewiger Zwiespalt und eine komische Zerrissenheit, wodurch sein Roman als Kunstwerk ganz verdorben ist.

Man weiß, daß „Paul“ anfänglich mit den zwei ersten Bänden beendigt sein sollte, wie der Autor denn auch am Schluß sehr richtig erklärte: er lege die Feder nieder, weil nur das Leben selbst seine Erzählung weiterschreiben könne. Wenn uns also für einen Augenblick die Frage interessirt, wie ein Edelmann, ein Salongeschöpf und ein Aristocrat von der Sorte, welche das innerste und feinste „Parfüm“ des Adels zu würdigen weiß, sich zur Hefe des Volks herabläßt, so haben wir nur diese beiden Bände anzusehen. Es ist zwar nichts unerhörtes, daß die Glacéehandschuhe das Volk auch einmal anfassen. Sternbergs Geistesverwandte, die Gräfin Hahn Hahn, hat das schon einigemale in ihren Romanen nebenher mit Glück versucht. Entweder schilderte sie ein zartes duftendes aristocratisches Wesen, das in der Misère der engen bürgerlichen Verhältnisse langsam untergeht, oder, wie im „Cecil“, die ganze Widerwärtigkeit eines armen häßlichen Bürgermädchens mit rothen Haaren, ein Wesen, das nothwendigerweise vor den Augen des Helden im schwarzen Sammtschlafrock nur einen Monat Existenz hat durch die Unannehmlichkeit, die der Anblick ihm bereitet. Immer kommt es durch eine geheime Sehnsucht des Herzens so bei der Gräfin, daß die Adligen schön und reizend, und die Canaille häßlich oder doch plump und alles feine Gefühl verletzend auch im Äußern ist. Nebenbei versichert sie auch wohl naiv — ich glaube in den Orientalischen Briefen — es könne ihr gar nicht gelingen, mit einem mißhandelten Negersclaven Mitleid zu haben; diese Geschöpfe seien doch zu häßlich. Eine ächte fein organisirte Künstlernatur! Herr v. Sternberg ist aber schon bedeutend weiter; in der „Urania“ für 1846, wo er eine Novelle — von Anfang bis zu Ende ein Nachklang von G. Sand liefert, tritt ein Proletarier, ein Matrose auf, der wunderschön ist und sogar Zartgefühl in dem Grade hat, daß er von einer

Gräfin geliebt werden kann. Indeß, wie ist er zu dem ganz sozialistischen Stoff gekommen? Wie es denn zu gehn pflegt, man hört, liest, spricht viel von Sozialismus, er ist eine „Frage" der Gegenwart — also würde ja auch wol ein Roman, der ihn behandelt, interessiren, also — doch das sprechen wir, obwohl Herr v. Sternberg von seiner Feder lebt, ohne Bezug auf seine Absicht aus — also auch wol ziehen, als auch gekauft werden — also am Ende auch anständig, honorirt werden — es ist doch traurig, welchen Mißklang diese einfache sachgemäße Schlußfolge zu dem erhabnen Motto macht, welches dem „Paul" voransteht. Das Motto lautet, nebenbei gesagt:

„Laßt uns alle edlen Kräfte unsres Geistes und Herzens anwenden, um der tyrannischen Macht des Geldes entgegenzuwirken." Zeitstimme.

Es ist überhaupt unsres Autors Eigenthümlichkeit, mit besondrem Takt und Geschick die Melodien aufzugreifen, die gerade auf den hohen und niedern Märkten gespielt werden, und, oft freilich ohne ihre Bedeutung im geringsten zu verstehn, leichte und angenehme Variationen in Form eines Romans über dieß Thema zu schreiben. Um nur einiges anzuführen: als alle Welt von Rauchs Psyche sprach, schrieb Sternberg „Psyche". Als der Pietismus überall durchgeklatscht wurde, schrieb Sternberg: „Der Missionair." Als der Sozialismus aufkam und Eklat genug machte, pfiff Sternberg nach derselben Melodie „Paul". Zwar ist damit noch nicht gesagt, daß bei ihm das Interesse an all diesen Stoffen nur ein von außen gekommenes erkünsteltes sei, aber man fühlt sich hier und da beim Lesen doch geneigt, auch in diesen Werken die Erfahrung bestätigt zu finden, daß eine gewisse Leichtigkeit und Allseitigkeit in der künstlerischen Wahl der Gegenstände nur einen kleinen Schritt von Charakterlosigkeit entfernt ist. Indeß sehen wir einmal von diesen Persönlichkeiten ab, um unsren Lesern, bevor sie sich am dritten Bande ergötzen werden, den Inhalt des ersten und zweiten zu erzählen. Sie nehmen unser Interesse sowohl durch die geschilderten Lebenskreise und Anschauungen, als auch durch die geschickte und zuweilen wahrhaft künstlerische Behandlung in Anspruch.

Der Anfang versetzt uns tief in die alte gute Zeit und zwar mitten in unser liebes Westfalen. Westfalen, das äußerste Thule für die Herren Gesandten, welche vor zweihundert Jahren in diesem barbarischen Lande zum Westfälischen Friedensschluß zusammen kamen, Westfalen, das selbst in Voltaire's Blicken noch nichts bessres geworden war, das Land, so berühmt von Alters her durch seinen Schinken, und so berüchtigt von wenig Jahren her durch die immer mehr um sich greifende sonderbare Manie, menschlich werden zu wollen. In Westfalen haust das uralte Geschlecht der Barone von Brunswick, dessen Reichthum ist wie Gold in der Erde und dessen Zweige und nachgeborne Söhne sind wie Sand am Meere. Der Held des Romans,

Paul von Brunswick, wächst im alten Schlosse seiner Väter unter lauter todten und lebendigen Erbstücken und Curiositäten alter Zeiten in ächt feudalistischer Umgebung auf. Dieser erste Kreis, in den wir treten, ist vortrefflich geschildert, nur daß zuweilen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts als das Orginal zu diesem Bilde, was sich im Anfang der zwanziger des neunzehnten entrollt, durchscheint. Brüder, Oheime, abgedankte Rittmeister, eine Tante die leider! einen Bürgerlichen geheirathet hat, alte Hofdamen als Mumien, einst zu beerbende Großmütter, Seitenverwandte und Vettern aller Art nebst Hunden, Pferden und unendlicher Eß- und Jagdlust ist der Inhalt dieser alten Herrlichkeit, welche Paul umgibt. Das alles schließt sich zusammen im Glanzpunkte eines Familiencongresses, in welchem über Pauls Zukunft berathen wird. Da dem Helden nämlich die nobeln Passionen und lustigen Streiche viel besser behagen als die Lektionen seines Candidaten und Hofmeisters, verzweifeln einige welterfahrne Leute daran, daß er mit seinem Kopf dem Staate nützlich werden könne, und weil er sich zum Krautjunker auch nicht eignet, sondern als der einzige Sproß eines Asts von dem großen Stamme Brunswick nothwendig seiner Familie Ehre machen soll, beschließt der Congreß, daß der junge Herr sich durch die ritterliche Carriere auszeichnen soll. Das Naturkind, dessen Seele von nichts anderem, weder von Büchern, noch von Kenntnissen, Gedanken und dergleichen berührt ist, sondern allein von der Natur, von dem was er unbefangen sieht, hört, erlebt, kommt nun in den unnennbaren Mittelpunkt deutscher Kunst und Gesittung, der denn auch in möglichst kurzer Zeit auf Sitten und äußerliche Lebensweise des Helden jenen veredelnden künstlerisch sittlichen Einfluß übt, dessen Meisterwerke als Gardelieutnants ihren Schöpfer preisen und die Welt in Staunen versetzen. Paul wird ebenfalls Lieutenant in der Garde und macht alles mit. Eine Zeitlang läßt er sich von einer Generalin als Schooßhündchen gebrauchen, bis er zu groß dafür wird. Dann lebt er gänzlich mit seinen Genossen, macht viele dumme Streiche und schafft sich für sein vieles Geld viele Pferde, Hunde, Freunde und vielen Champagner an, auch verlobt er sich einmal aus bloßen Ärger, weil er als Freier für einen Freund einen Korb hinnehmen muß, mit dessen Geliebter, verläßt sie, und so weiter. Er wird auch Mitglied des Bayardclubs, in dessen Gelagen und Treiben wir das zweite vortreffliche Lebensbild erhalten. Die Tendenzen des Kriegerstandes, seine sittliche und wissenschaftliche Bildung, die er den Fortschritten der neuen Zeit verdankt, und der aus ihr so herrlich emporblühende humane Geist, von dem man vor der Schlacht bei Jena noch keine Ahnung hatte, treten in lebendigen Gestalten vor unsre Augen; die Striche in dem Bilde sind nur Phrasen, die man schon hundertmal von einzelnen Gliedern dieses Standes gehört zu haben glaubt, aber künstlerisch ausgewählt und componirt. Paul lernt dort etwas allgemeine

Bildung, etwas liederliches Leben — doch das kam offenbar aus seiner rohen Natur — und sehr bedeutend die Macht des Geldes kennen. Aber seine Seele bleibt ungerührt und unzertreten in dem Gedränge. Er verachtet von Herzen die, welche seine Persönlichkeit nach seinem Golde wägen, er begreift in seinem selbstständigen und noblen Wesen nicht, wie man so etwas thun und wie man es sich gefallen lassen kann. — Hierbei müssen wir eine kleine Bemerkung machen. Herr v. Sternberg liebt es sehr, Lieblingsgedanken von ihm selbst einem seiner Helden in den Mund zu legen, oder solche Geschichtchen einzuschieben, welche seine eigne Betrachtungsweise zeigen. Man merkt das gewöhnlich, wenn sie ungeschickt eingeschoben sind, oder wenn der gute Autor eifrig wird; im dritten Theil werden wir ein hübsches Beispiel davon haben. Aber hier und im folgenden ist es höchst ergötzlich, wie der Autor offenbar keine Ahnung von dem ganz nothwendigen Verhältniß hat, in welchem die Sittlichkeit und die öffentliche Meinung mit den Zuständen stehn. Er sieht gar nicht, daß man, wenn die Unmenschlichkeit ausgerottet werden soll, die Axt an die Wurzel legen muß; er begreift mit seinem Helden nicht, daß so lange Paul viel Geld hat und arme Schlucker keins haben, die Schätzung seiner Persönlichkeit nach dem Gelde ganz sittlich, naturgemäß, durch das Bestehende geheiligt ist. Geld ist Bildung, Freundschaft, Liebe, Gott, ist der Himmel auf Erden, es ist einfach religiös, wenn ich den Menschen nach seinem Gelde schätze, und wer den Menschen unabhängig davon, nur als Menschen achtet, der ist, vielleicht ohne es zu wissen, ein praktischer Gottesläugner, denn er tastet die Grundlage des christlichen Staats an. Paul und sein Schöpfer wissen das natürlich nicht. Paul verfällt endlich einer unaussprechlichen Blasirtheit, nicht einer solchen, welche den Kern und die Seele des Menschen als schon gestört zeigt — denn er ist eine kräftige Natur, die viel Wein, Weiber und Würfel vertragen kann — es ist nur ein Gefühl der stumpfen Leere und Langeweile, das bald genug zu einem lauten Fordern des Herzens wird, zu einem Drang der bisher in dem gardeoffizierlichen Leben verlassenen und vergessenen Seele nach Glück, nach Menschen, nach Leidenschaft, ja nur nach etwas, das ihm das Leben wieder lieb machen und seiner ungenutzten inneren Kraft freien Raum geben soll. Da nimmt ihn ein Freund mit auf einen Ausflug nach Schlesien. Man weiß, in Schlesien ist sehr hoher, sehr guter Adel, sehr viele Reichtsunmittelbare, die auf den Schlössern über ihren Unterthanen thronen und auf den armen Beamten- und Residenzadel etwas herabsehn, wenn sie sich ja einmal nach Berlin bemühen. Paul findet unter der großen Gesellschaft, die auf der Erichsburg im Gebirge versammelt ist, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, und im Zusammenleben mit ihr erscheint ihm dieß vermißte Etwas natürlich zuerst als Liebe, eine wilde, scheue, überschwängliche Liebe, die alle Schönheit in sein Leben bringen soll.

Eines schönen Abends aber, da er sich phantatisch glühend vor Hermanie niedergeworfen hat, und sie um das alles fleht, läuft er in Verdruß und Wuth, weil sie nicht weiß, wie sie ihm sein wunderliches unbestimmtes Verlangen gewähren soll, in die Berge. Er verirrt sich, er findet seine Freude daran, der herzlosen Civilisation zu entgehen. So ist alles in seiner Seele gehörig vorbereitet. Er kommt in diesem Zustande endlich in die Hütte eines armen Webers, der ihn aufnimmt, und die paar Kartoffeln des Abendessens mit ihm theilt, und hier unter dem ärmlichen gastlichen Dach hört er zum erstenmal den Haß gegen die Reichen, den vollen bittren Haß, den Ingrimm, die an Gott und Gerechtigkeit verzweifelnde Wuth des Armen und Unterdrückten; er sieht zum erstenmal mit eignen Augen das ungeahnte, unerhörte Elend in den Hütten, ein Elend das ihn schwindeln macht. Diese Scenen sind einfach und schön gezeichnet. Der Vater ist gläubig, kränklich, fromm, und sieht mit traurigem Kopfschütteln auf seinen Sohn. Der Sohn, Ignaz, ein Bursch nicht älter als Paul, ist eine von Energie durchpulste Seele, der sich wohl fühlt, wenn er die Luft der herben scharfen Wahrheit athmet, die den andern das Athmen versetzt. Er arbeitet, für seinen Vater, für seine Familie, mit eisernem Fleiße, aber

Im finstern Auge keine Thräne,
Er sitzt am Webstuhl und fletscht die Zähne —

während er Nachts durcharbeitet für einen armen Nachbar. Er hat keine Freude dran, und verspeist nicht das Confekt des süßen Bewußtseins einer guten That dabei, er ist still und voll Ingrimm. Paul macht sich an ihn, Ignaz erkennt den Vogel an den modernen Flittern und Federn und spart ihm nichts. Der Baron muß sich ins Angesicht als Reicher und Adliger einen Mörder und Räuber nennen hören. Er entsetzt sich darüber, und kommt mit dem, was er noch von Religion weiß, um den Verstockten zu bekehren. O ja, antwortet Ignaz, Gott ist gütig, denn er gibt den Reichen Freude die Fülle, Gott ist barmherzig, denn er hilft den Reichen, Gott ist die Liebe, denn er nährt und speist und tränkt die Reichen — die Armen läßt er verhungern. Paul fragt ihn, ob es denn nicht immer so gewesen sei, ob es jemals anders werden könne, und ob sie vernünftiger Weise hoffen könnten, daß jemals Alle genießen würden? Ja, sagt Ignaz triumphirend, wir werden siegen: denn wir glauben an keinen Gott mehr! — Das wird dem Baron zu viel. Als gutmüthiger Mensch ist er voll der herzlichsten Theilnahme, er glaubt nun auch, es müsse den Webern doch geholfen werden können, er bleibt im Dorf, läßt sich allerlei Bücher kommen und fängt an zu grübeln, zu studiren, im Wald herumzulaufen, von Brod und Wasser zu leben — seine ganze Seele ist erfüllt von dem, was er gesehn und gehört hat. Er geht viel mit Ignaz um, sucht ihn zu bekehren, aber Ignaz hohnlächelt: er sei ja einer von Adel, und die hätten

alle ein gleiches steinernes Herz, die lebendigen, faulen, gemeinen, selbstsüchtigen Leichname, die der Armen Brod äßen; schwatzen könne wohl jeder. Hier bricht nun bei unserm Helden ein Entschluß hervor; er muß Ignaz respektiren, er kann ihn nicht widerlegen, und doch hat er nie daran gezweifelt, daß der Adel etwas Großes und Herrliches sei. Er betheuert, sein Herz fühle die Noth des Volkes, ja der ganze Adel sei für das Volk und werde auch jetzt seine Pflicht, als der Vorkämpfer und als Muster, wie immer, für das allgemeine Wohl zu wirken, nicht verkennen. Mit Hohn weist Ignaz auf die vom Überfluß hingeworfnen Almosen, mit Hohn auf die bequeme, lügnerische, aufopferungsunfähige Wohlthätigkeit, mit Hohn auf die halbe und heuchlerische Hülfe. Zeigt das ein Herz für das Volk, fragt er, wenn ihr nach wie vor in Üppigkeit schwelgt und der Arme doch darbt? Ihr solltet fühlen, wie Arbeit und Hunger thun, aber da zeigt sich eure Selbstsucht und Heuchelei. — Paul ist überwältigt davon. Mit einem Herzen, übersättigt von den gepriesenen Freuden des geselligen Lebens, war er gekommen, jetzt sollen ihm auch die letzten Illusionen, an die er wenigstens noch glaubte, genommen werden, er soll verachten was er verehrte, ja sein eignes Leben scheint fast zu beweisen, daß es verachtungswürdig sei. Da reift ein schneller Entschluß. Er will diesem Ungläubigen und allen Gleichgesinnten zeigen, daß noch im Adel der alte Geist lebt, der ihn groß und herrlich gemacht hat; er will es selbst mit der That beweisen, daß sein Herz für das Volk schlägt, und er nicht bloß Worte und Almosen, sondern auch Entbehrung und Aufopferung für das allgemeine Wohl hat. Nichts bringt ihn von diesem romantischen Entschlusse ab, er quittirt den Dienst, verzichtet auf sein Vermögen und seinen Rang und geht mit dem Stab in der Hand ins weite Vaterland hinaus, um sein Brod mit seiner Hände Arbeit zu verdienen.

Mit diesem Entschluß fängt nun eine ganze Reihe polizeiwidriger dichterischer Freiheiten an, welche der Autor sich herausnimmt, doch sind einige davon nicht übel motivirt. Dahin gehört die Episode mit der Prinzessin, mit welcher Paul Rendezvous am Floraplatze im Thiergarten hat. Diese Prinzessin huldigt sogar dem Sozialismus, freilich nur jenem in Religiosität, Poesie und Schwärmerei zerflossenen Sozialismus, welcher alle Menschen glücklich sehen möchte und die hohe Gesellschaft verabscheut. Sie ist auch verliebt in Paul und ermuntert ihn, seinen Entschluß aller Welt zum Trotz durchzuführen, ja sie reis't ihm sogar nach und besucht ihn in der Schweiz. Freilich läßt Herr v. Sternberg sie im zweiten Bande sterben; ich weiß aber nicht, ob das genügend die prekären Situationen entschuldigt, in welche er die Prinzessin führt. Er mag sehen, wie er da heraus kömmt; wir sehen uns wieder nach Paal um.

Paul wird zuerst bei einem Gärtner in Mannheim vor dem Heidel-

berger Thor Gehülfe. Das merkwürdigste was er da erlebt, ist eine große nächtliche Versammlung deutscher Kommunisten in einer Ruine unweit Heidelberg; es fehlt nichts, Agenten aus Lyon, Redner, verkleidete Mouchards — endlich Soldaten, die das Ganze auseinandersprengen. Paul gewinnt aber doch einen gewissen Abscheu vor diesen Weltbeglückern. Er geht nun nach Augsburg und wird Commis in einem großen Handlungshause, wo der Chef aus Gottweiß welchen Geld- und Erbschaftsrücksichten aus seinem leiblichen Bruder eine Art Caspar Hauser macht — dieß ist die schwächste Parthie des ganzen Buchs, es genügt aber, um ihm den ganzen Stand der Industriellen verhaßt zu machen — die Börsenspekulanten, welche er sehr richtig schon früher in den höchsten Kreisen des Adels kennen gelernt hat, sind ihm schon ein Gräuel. Er lernt einen Jesuiten kennen, der auch den Sozialismus für seine Zwecke benutzt, er geht auf einige Zeit nach der Schweiz und gibt sich da an's Studiren, Voltaire, die Encyclopädisten, die die ganze kritische neuere Philosophie und endlich die Kommunisten nimmt er fleißig in wohlgeordneter Reihe durch, wir erfahren aber bloß, daß es einen großen Eindruck auf ihn macht. Das letzte Stadium seines abentheuernden Lebens ist das Literatenthum, er geht nach Leipzig, und arbeitet an einem Winkeljournal von der Opposition. Hier ergeht sich Herr von Sternberg nun mit Lust über die unsägliche Gemeinheit der schlechten Presse. Es versteht sich, daß sie alle ohne Unterschied keinen andern Zweck haben, als Geld zu verdienen; um das Wohl des Volks, der Armen und Unterdrückten ist ihnen gar nicht zu thun, und wenn sie unter sich sind, haben sie das natürlich auch gar kein Hehl. Hier lernt Paul nun auch die bodenlose Gemeinheit der ganzen politischen Opposition kennen, welche das Volk vorschiebt und bei all ihren Phrasen nur die letzte Absicht hat, selbst reich und mächtig und angesehn zu werden. Wenn wir nicht irren, so sind von diesen Capiteln einige hundert Abdrücke auf chinesischem Papier mit Goldschnitt gemacht, und den Leuten, welchen bei einer solchen Schilderung das Herz aufgehn muß, zugesandt — für gewiß wollen wir es aber nicht ausgeben. Indeß eine edle moralische und tugendhafte Figur tritt doch in diesem Wust auf, ein ehrenwerther Konstitutioneller, welcher innige Achtung vor den Königen hat, und ein loyaler Erfüller des Wunsches nach einer "gesunden Opposition" sein soll. Das ist aber ein viel zu seltner Vogel, als daß er Paul bekehren könnte. Paul hat das abentheuernde Umherstreifen satt, und auch mit dem Staatsdienste ist er nicht zufrieden, denn ein Seitenblick, den er hineinthut, zeigt ihm, daß das Geld auch da seine Macht ausübt. Er weiß nichts mehr anzufangen, sehnt sich sehr nach Ruhe und auch nach einer Stellung, in welcher er etwa die gewonnenen Überzeugungen bethätigen und für dieselben wirken könnte. Also verheirathet er sich und geht nach Westfalen auf Schloß Brunswick zurück. Es gehört ihm

zwar nicht mehr, aber er übernimmt die Verwaltung der Güter für seinen indeß zur Welt gekommnen Erben und Vetter. Was seine Überzeugungen sind, weiß man so recht nicht, er hat nur immer noch Abscheu vor Wucherern, Advocaten, Literaten, und keine Lust zum Staatsdienste. Der Autor verläßt seinen Helden und dessen Frau am Ende des zweiten Bandes, indem er sich für unfähig erklärt, der Geschichte vorzugreifen, und unsrer Einbildungskraft allen möglichen Spielraum läßt, um zu rathen, wie Paul seine Schule benutzen und die Welt curiren wird.

Wer Sternbergs viele zweibändige Erzählungen kennt, weiß zwar schon im Allgemeinen, daß seine zweiten Bände immer schlechter sind als die ersten. Aber was den dritten Band des hier besprochnen Werkes anlangt, so mußten wir aus künstlerischen Rücksichten durchaus wünschen, daß der Roman mit dem eben erzählten Schluß sein Ende gehabt hätte. Eine Dichtung, welche auf sozialem Boden steht, kann künstlerische Einheit und Vollendung gegenwärtig nur als Drama erreichen — oder um es gleich bestimmter zu sagen, als Trauerspiel, denn die Mächte die mit einander kämpfen, sind unversöhnlich. Wenn aber kein tragischer Schluß beliebt wird, so kann das Kunstwerk immer noch eins zweiter Art sein, wo in der Persönlichkeit des Helden die Einheit gegeben ist, wir sehen etwa einen Mann, der die Schule des Lebens in der Art durchmacht, daß er die wahren sozialen unmenschlichen Mächte kennen lernt, und romanhaft sein eignes Schicksal mit ihnen verwickelt wird. Aber hier tritt gleich die Nothwendigkeit ein, daß diese Persönlichkeit nicht so sehr das Allgemeine durchscheinen lasse — wie etwa Goethe's Wilhelm Meister — sondern eine zufällige sei; denn wenn die das Leben bewegenden Mächte die Menschen ergreifen, in denen das ächte Blut unsrer Zeit pulst, so können sie diese nur zum Untergang treiben — oder ins Ungewisse. Das Ungewisse, die verschleierte Zukunft, taugt freilich als Schluß zu einem Kunstwerke nichts, denn ein solches will klar und in sich vollendet sein. Aber die sozialistische Poesie ist so jung, und ihr Zusammenhang mit dem Leben so neu, und endlich, das menschliche Leben, welches sie zu schildern berufen ist, dessen Einheit und Fülle wieder wahre Kunstwerke möglich machen werden, ist so sehr nur in Anklängen, Versuchen und Nebelbildern vorhanden, daß man der sozialistischen Poesie ein solches Abbrechen statt des Schlusses wohl im Roman zu gut halten könnte. Paul hatte auch Anspruch darauf, und wir geben dem Dichter vollkommen recht, daß nur die Geschichte weiter schreiben könne. Sein Takt hat ihn zuerst richtig geleitet. —

Um so lächerlicher muß es erscheinen, wenn nach diesem vernünftigen Abschied der Held auf einmal in einem dritten Bande wiederkommt, um dann nochmals Abschied zu nehmen. Je weniger innere nöthigende Gründe dazu vorhanden waren, desto mehr werden es wohl äußere gewesen sein.

Vielleicht war in der Presse ohne weiteres gesagt: Sternberg hat einen sozialistischen Roman geschrieben, vielleicht hatte gar einer, ohne das Buch gelesen zu haben, den Autor selbst trotz aller Aristocratie für einen Sozialisten erklärt, ja einer hätte, um es recht fein zu machen, eben aus den aristocratischen Neigungen Sternbergs seinen Sozialismus (freilich, welchen!) deduziren können. Oder der Verfasser hat sich nicht enthalten können, die schlaue Entdeckung, welche er über den Ursprung der gegenwärtigen religiösen Bewegung gemacht hat, in diesem einmal begonnenen kritischen Anatomisiren mit unterzubringen. Die Hauptsache ist aber gewiß ein edler und uneigennütziger Grund gewesen. Sternberg mußte fürchten, daß die Moral, welche er aus dem Roman gezogen hatte, nicht auch vom Leser gezogen würde, und daß namentlich die Ansichten und herrlichen Pläne, welche durch die Schule des Lebens in Paul gereift sind und so warm vom Autor verfochten werden, von keinem errathen werden möchten. Darum hat der Edle zum Heile unsrer zerrissenen Zeit hier in einem bedeutungsvollen Bilde die Manier gezeigt, wie der Staat, und hoffentlich auch die Welt, durch Adel und Rom zu curiren sei. Er hat das homerische Gelächter der schlechten Presse, er hat die großen Einsprüche der belletristischen Kunstrichter, er hat das schlimmste (weibliche) Urtheil: der dritte Band bestehe nur aus langweiligen Abhandlungen und sei „gemacht" — alles das hat er nicht gefürchtet, sondern um der guten Sache willen sich all diesem preisgegeben — und wir fürchten, er wird ihm nicht entgehn. Hinfort aber empfehlen wir ihn dem Schutze des edlen sächsischen Blattes „Bayard", welches „die schlafenden Barone der Intelligenz" zum ritterlichen Kampfe für Gott, König und Vaterland aufruft. Denn Paul kann jetzt den Nebentitel erhalten: des Adels Fall und Auferstehung. In den ersten Theilen, guter Himmel, wie tief war der Adel gesunken! wir selbst hätten nie eine solche Schilderung gewagt. Verkommne und versauerte Landjunker, altes verknöchertes Familiengerümpel von Basen und Vettern, dumm und langweilig; trinkende und unwissenschaftliche Gardeoffiziere, ein in Staatspapieren spekulirender wuchernder Graf — in diesen Abgrund blickten wir. Im dritten Theil kommt nun die Wiedergeburt und Auferstehung. „Die edle Stimme der gesunden Opposition" ruft in Person eines sehr nachgiebigen jungen Mannes dem Helden Paul, der eben eine lange Abhandlung über die Macht des Adels im Bunde mit der römischen Kirche vollendet hat, zu: dir ist vielleicht bestimmt, etwas großes zu werden! — Wer weiß? Don Quixote ward auch unsterblich! Muth, mein Paul! —

Wir könnten unsren Lesern allenfalls bloß darum einen Auszug aus dem dritten Theil anbieten, damit sie sich in diesen schlechten Tagen einmal an all dem tollen Zeug, was noch zu Markte gebracht wird, ergötzten, und zur Kurzweil den mit allen Lappen des Mittelalters behängten modernen

Hanswurstpopanz vor sich herum tanzen ließen. Sonst, als soziale Poesie, hat das nachgeborne Kindlein kein weiteres Interesse, denn es wird nichts darin erlebt, sondern auf einer idealistischen westfälischen Basis patriarchalischer Dorfgemeinden operirt Paul herum und hält Vorträge. Da Sternberg seine Lieblingsansichten exponirt, so ist es wie gewöhnlich, wieder zum Schaden der Poesie geschehn. Aber das Stückchen Mittelalter sieht uns so heimisch modern an, und wir erkennen so manche liebe Züge von unsren lieben Nachbarn, den rheinischen ritterbürtigen Autonomen darin wieder, und hören so manches, was noch höher hinauf an- und wiederklingt, daß wir auch um dessentwillen einmal die letzten galvanischen Zuckungen eines Leichnams beobachten können. Und dann, wir haben noch eine Rechtfertigung. Wer sollte nicht einmal gern die gesegneten westfälischen Zustände betrachten und sich an dem herrlichen Bilde des Gutes Brunswick ergötzen. Wüßten wir nur, wo es liegt!

Paul zieht sich auf das Schloß seiner Ahnen zurück, um ein wahrer Edelmann des neunzehnten Jahrhunderts zu sein, und die Zeit zurückzuführen, wo der Herr den Besitz adelt — und der Besitz den Herrn. Denn von jetzt an wird zwar beständig von der tyrannischen Macht des Geldes geschrien — aber zugleich hervorgehoben, daß nur ein Etwas diesem unseligen Zustand ein Ende machen könne; dieß Etwas heißt zuerst mit einer schönen Phrase „sichre Basis", dann Besitz, und endlich Grundbesitz. In ihm allein ist Heil, er sichert den Staat, er adelt den Menschen und die Armuth ist schimpflich. Diese Gedanken ziehn sich durch das Ganze. Als ob der Besitz nicht in Geld und Gold zu verwandeln wäre, als ob mit dem Gold nicht alles zu erlangen wäre, Grundbesitz soviel man will! O Herr, haben Sie denn niemals den Faust gelesen? Wissen Sie nicht die einfache Wahrheit Mephisto's:

> Ja, wenn sich Sol zu Luna fein gesellt,
> Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt,
> Das Übrige ist Alles zu erlangen,
> Paläste, Gärten,

auch Grundbesitz. Herr von Sternberg hat dem Popanz, gegen den er zu Felde zog, einen andern Lappen umgehängt und ihn zu seinem Gott gemacht — denn das Göttliche ist doch wohl nach seiner Meinung das, was den Menschen adelt, und der Besitz adelt bei ihm den Menschen, woraus natürlich folgt, daß die Armuth schimpflich ist. Paul wehrt sich zwar einen Augenblick gegen dieß Prinzip, erkennt es aber als richtig an, und legt es seinen Armengesetzen zu Grunde, nach einer herrlichen Philippica gegen die weichherzige Philanthropie.

Nun begreifen wir erst das Vorwort des Autors, in welchem er uns zu einem Landaufenthalt auf Schloß Brunswick einladet. Es heißt darin:

„In jedem Falle sieht man auf dem Lande freier und offner. Die Städte mit ihrem verwirrenden Getöse, mit dem Gedränge ihrer angsterfüllenden Übervölkerung rauben dem Natursohn nicht jene köstliche Ruhe —". Hier liegt das Geheimniß. Ganz stillschweigend ist der Autor von allem was er früher sah, zurückgetreten. Wie ein Kind hat er sich an der treuen Schilderung der schlesischen Weber und des Elends der Städte die Finger verbrannt, jetzt sieht er ein, daß diese Wunden incurabel sind auf die alte Manier, und führt die neue ein: sie zu ignoriren. Paul gehört nicht zu denen, die nichts gelernt und nichts vergessen haben. O nein, er hat ja viel gelernt. Er hat das Elend der Menschheit gesehn, er hat die neue Philosophie und den Kommunismus studirt — aber leider hat er alles vergessen; es ist von der Menschheit und dem Elend, von den Fabriken und Städten gar nicht mehr die Rede — denn das war die erste Bedingung, wenn der wahre Edelmann des neunzehnten Jahrhunderts wiedergeboren werden sollte, mußte er, wie gewisse Thiere, mit verschlossnen Augen geboren werden. Nun gut, vergessen hat Paul Alles, obwohl sehr oft von dem großen Nutzen seiner Erfahrungen gesprochen wird — aber das genügt offenbar noch nicht, denn er soll ja wirken. Dazu mußte nun ein idealer und den adligen Grundsätzen entsprechender Boden geschaffen werden. Patrimonialgerichtsbarkeit — nun, das geht noch. Aber, wenn die Armuth schimpflich ist, wenn der Besitz adelt, muß der Besitz von vorn herein da sein. Auf dem gesegneten Gute Brunswick ist das so. Alle Gesetze, die Paul gibt, und alle Weisheit, die er aus seinem Schatze alt und neu hervornimmt, paßt nur auf die Leute, die Grundbesitz haben — also haben all seine Bauern jeder seinen eignen Hof. Wer arm ist, ists nur durch eigne Schuld. Die Armuth ist eine Schande — ja wir wollen noch mehr behaupten als Herr v. Sternberg: sie ist ein Verbrechen; nur findet sich zwischen uns doch vielleicht ein kleiner Unterschied in der Meinung. Aber die feste Basis, der Grundbesitz, ist nun einmal gewonnen. Was aus den Leuten, die sie nicht haben, werden soll, das kümmert den Edelmann des neunzehnten Jahrhunderts nicht, genug daß er und seine Bauern sie haben. Wahrscheinlich bleibt den Nichtbesitzenden blos die Demuth, denn Paul und seine Bauern stehn im Staate mit Stolz „weil wir besitzende Männer sind" (S. 9). Er hält ihnen eine schöne Rede, deren Summa ist: „wir wollen mit unsrem Besitz zufrieden sein, wir wollen unsern Hof und Haus in Ordnung halten und Jeder stehe fest auf eignem Boden." —

Wo sind wir denn? Auf der rothen Erde, wird uns mit einem langen Lobsermon geantwortet. Ach, wie viele haben denn „eignen Boden, Haus und Hof auf der rothen Erde, wie viel sind ihrer, welche Besitz haben, Grundbesitz, mit dem sie zufrieden sein können? Lieber Autor, Ihre Naivetät ist rührend. Sie haben wol nie von Proletariern in Westfalen

gehört? Sie haben nie gehört, daß die ungeheure Mehrzahl der Bauern auf der rothen Erde arme Einlieger sind, die nichts ihr eignen nennen, die auf keinem eignen Boden feststehn können, weil sie keinen haben, die jede Stunde von ihrem Meier oder ihrem Edelmann von Haus und Hof gejagt werden können. Sie haben nie von den armen Webern und Spinnern gehört, die nicht in den ängstlich übervölkerten Städten, nein, auf den Gütern, in den Dörfern, auf dem herrlichen flachen Lande der rothen Erde wohnen, wo das Auge so frei und unbeengt sieht?

Aber die Frage, ob Herr v. Sternberg das wüßte, ist müssig. Er durfte es nicht wissen, denn sonst waren ja alle schönen Gesetze Pauls unpraktisch, alle Verbesserungen, ja das ganze große spanische Schloß von dem Edelmann des neunzehnten Jahrhunderts, der vom König und von den Bauern unabhängig ein freier und besitzender Herr, Vater, Vertreter freier und besitzender Bauern ist, in die Luft gebaut — wenn diese meisten Bauern moderne Leibeigne und ohne Besitz waren, wie sie es sind. Das durfte nicht sein. Der Adel soll ja den Besitz schützen, den Besitz adeln, sich vom Besitz adeln lassen, und, von seinen besitzenden Bauern gestützt, den Staat regeneriren und die Welt curiren — also durfte den Bauern der Besitz nicht fehlen. Jetzt können alle armen Einlieger frohlocken, der Dichter hat sie reich gemacht! Kraft der poetischen Nothwendigkeit sind sie zu besitzenden freien Männern geworden, sie müssen es sein, also sind sie es. —

Wie der Staatsmann aus dem Wirrwar des Lebens und der Stadt sich in den Sommerferien aufs Land zurückzieht in eine süße Abgeschiedenheit und Vergessenheit, gerade so flüchten die armen Seelen, die in den sozialen Wirren nicht mehr aus und ein wissen und doch den Karren nur auf dem alten Weg aus dem Dreck ziehn wollen, aufs Land, zu der Natur, zu den „einfachen Verhältnissen", wo alle Fragen fern von Presse, Geschwätz und Übervölkerungsangst ihre „einfache Lösung" finden, weil die Natur dort Gesetzgeberin gewesen ist. Ihr guten Seelen, wir wollen euch sagen, warum euch das Land, dieser ideale Aufenthalt freier und besitzender Männer, so angenehm für eure gesetzgeberischen Träumereien und Staatsafterphilosophien ist. Die Städte und Fabriken zeigen euch die unerbittliche Wahrheit, welche Zustände aus den Basen, die ihr festhalten wollt, nothwendig und unabweislich sich entwickeln, sobald durch die Zunahme der Bevölkerung die Cultur gestiegen ist und die Menschen civilisirt leben. Eure Einfachheit ist die der Rohheit und Vereinzelung, ihr findet sie jetzt leider schon auf dem Lande nicht mehr — darum geben wir euch den guten Rath: geht in den Westen von Nordamerika! da wohnen eure freien besitzenden Männer, jeder ein paar Meilen vom Andern entfernt, da gibt die Natur ihre Gesetze, da ist der Mensch nichts ohne seinen Grundbesitz, wie ihr es wollt, da ist auch das Advokaten- und Wucherergetreibe nicht, auf

das ihr so bitter loszieht, sondern das liebe einfache Lynchgesetz wird gehandhabt.

Doch wir vergessen, Paul lebt und wirkt auf dem idealen Gut Brunswick in Westfalen, wo jeder Bauer seinen eigenen Hof hat. Und in Westfalen entwickelt er ganz folgerichtig die Staatsphilosophie, deren Prinzip allein der Besitz ist. Hören wir nur: Eines Tags stößt er in einem Sumpf an einen verfaulten Klotz. Merkwürdig! Vielleicht symbolisch! Der Amtmann erklärt ihm, dieser faule Klotz sei die Grundlage des Staats, poetisch ausgedrückt. Nämlich so: Er ist ein Überrest von einem alten Damm oder Deich. Vor Zeiten ging das Meer bis dahin. Also bauten die Bauern Deiche, und verpflichteten sich, auf ihnen und an ihnen gemeinschaftlich zu arbeiten. Wer es versäumte, ward am Besitz gestraft, also mußte jeder, der in die Gemeinschaft eintreten wollte, Grundbesitz als Garantie haben, die Gemeinde, oder mehrere, wählten sich einen Deichgrafen — oder einen Deichkönig. Heil unserm Deichkönig! Hier ist das Räthsel gelöst, ruft der edle Oppositionsmann aus, hier haben wir die Entstehung des Staats, des Königthums, gegründet auf den Besitz! — Gewiß, vor Zeiten mag das sehr schön gewesen sein, und der Deichkönig stand fest wie ein gesunder Pfahl im Deich. Das Meer ist weit, die Deiche zerfallen, die Pfähle verfault. Wir wollen nicht denunziren, aber wir hätten Herrn v. Sternberg eine so boshafte Ironie nicht zugetraut.

Das heilige Dogma, daß Königthum und Staat und Recht ihren alleinigen Grund im Besitz haben, wird nun weiter erläutert (S. 70). „Der Staat ist mit einer Gesellschaft zu vergleichen, die auf Aktien gegründet ist. Das Einzelwesen muß sich mit einer Aktie am Gemeinwohl betheiligen, jeder Bürger ist Besitzer einer Aktie. Wenn wir den Aktionair oder Bürger mit dem Menschen verwechseln, so fallen wir in die bedauerlichsten Irrthümer und verlieren alle Basis. Nehmen wir nun das bestimmte und nachweisbare Dasein dieser Aktie an, so folgt daraus schon, daß nach der Verschiedenheit der Aktien auch ganz verschiedene Rechte aus ihnen hervorgehn müssen, daß endlich der Begriff der Knechtschaft sich dahin bestimmen läßt, daß ein Knecht oder Leibeigner ein Mann ohne Aktie sei, daß er also im Staate weder die Vortheile eines Bürgers habe noch zu Ehren gelangen könne.“ Man kann von einem Staate, der auf den Besitz gegründet ist, nicht richtiger sprechen, man kann, was die Knechte angeht, zu keinem andern Resultate kommen, und muß, wie Paul, von der Vernunft überzeugt, alle „unhaltbaren philosophischen und moralischen Gemeinplätze“ verwerfen. Aber, wie auch ein blind Huhn eine Erbse findet, findet er die folgende schlagende Wahrheit: „die späteren Zeiten haben jenes einfache Verhältniß mehr modifizirt und combinirt, aber nicht aufgehoben.“ Wie ein Kind mit Goldstücken, spielt er mit dieser Wahrheit, deren Folge

er selbst nicht kennt. Er folgert ganz richtig daraus: „Wenn wir uns damit beschäftigen, unsre jetzt so verwickelten Verhältnisse zu ordnen, so müssen wir daher auch nothwendig zu jenen ersten Prinzipien zurückkehren.“ — Mit andern Worten, die Leibeigenschaft der Nichtbesitzenden herstellen. Denn, daß unsre Einlieger gegenwärtig nur Quasileibeigne sind, muß dem, welcher gern alle Verhältnisse rein und klar sähe, mit Recht unangenehm sein. Wir wissen auch gar nicht, warum der Edelmann des neunzehnten Jahrhunderts diese Consequenz nicht mit dürren Worten ausspricht und die Sache bei ihrem Namen nennt. Sonst ist er doch nicht so blöde. Er verwirft (S. 32) die Inquisitionsgerichte und ihre Wiedereinführung nur deßhalb, weil die Übel, gegen die sie angewendet wurden, nicht mehr vorhanden seien (nebenbei gesagt, sehr unwahr).

Eigentlich sagt Paul das freilich nicht, sondern der Pfarrer. Dieser Pfarrer ist aber sein Freund, dem es gelingt, den alten Sauerteig der Phrasen von Recht, Wahrheit, Menschlichkeit und Sittlichkeit, vollständig aus Paul auszufegen, so daß er ganz wiedergeboren ist und in Allem mit seinem Freunde übereinstimmt. Das einzige nämlich, was den gesellschaftlichen Kontrakt jetzt aufrecht erhalten kann, ist die unerbittlichste Strenge und blinder Glaube und Gehorsam. Der Staat theilt nun sein schweres Amt mit der römischen Kirche, deren Priester das erhabne Opfer bringen, „um der Menge willen“ ihren Privatglauben zu verläugnen und nach wie vor die Kirchenlehre zu predigen, ohne an sie zu glauben. Dieser Ausführung ist viel Raum gewidmet. Paul sieht sehr bald ein, daß die Menge nothwendig immer im blinden Glauben erhalten werden muß, denn der Unglaube stürzt den Eid, und ohne solchen kann die Gesellschaft nicht bestehn. Aber Paul sieht ein, daß der Unglaube der Gebildeten die Menge verführt. In der höchsten Begeisterung erkennt er also, daß diese unter jeder Bedingung den Glauben der Kirche bekennen müssen (S. 27). „Es gibt kein andres Heil für unsre Zeit, als streng zum Glauben und zum Gehorsam zurückzukehren, unsre Selbstsucht gefangen nehmend, der Ruhe, dem Glauben der Menge uns zum Opfer zu bringen.“

Nur eins hat uns wahrhaft gefreut, die Einfachheit und Klarheit, mit der dieß alles eingestanden ist — und in der That, wenn man es durchführen könnte, würde es nicht zum Zwecke führen? Über die Mittel heißt es: „Einzelne dieser Mittel sind vor dem rechtlichen Bewußtsein des einzelnen Menschen durchaus verwerflich, aber sie gehören zum Ganzen“ (S. 35).

Wir glaubten, hier sei der Gipfel erreicht. Eine größere Aufopferung zum Wohl des Allgemeinen, zum Heil der „Menge“ kann man doch unmöglich vom Adel verlangen, und wenn er seine ganze Sittlichkeit aufopfert, so hat er doch wol gezeigt, daß er ein Herz für das Volk hat; Paul

müßte hier befriedigt und alle Schreier beschämt sein. Aber nein, Paul ist noch nicht zufrieden, denn er hat einen praktischen Blick. Er sieht, daß, wenn die Kirche um der Gesellschaft, die Gesellschaft um des Besitzes willen da ist, und der Adel, der wiederzugebärende Adel, den Beruf hat, diese Macht des Besitzes zu verwirklichen und so den Staat zu regeneriren, daß dann der Grundbesitz des Adels auf alle Weise conservirt werden muß. Daß dieß am besten durch Majorate geschieht, wissen auch die rheinischen Autonomen; aber das genügt nicht; denn der Adel, welcher vom Fürsten wie vom Volke unabhängig, beide vermitteln und vertreten soll, muß den alten Glanz seiner Namen herstellen. Dieser ist vielfach getrübt dadurch, daß der Adel in niedere Staatsdienste getreten ist, und die jüngeren unbeerbten Söhne, deren eine unendliche Zahl ist und werden muß, der Würde ihres Namens gemäß nicht leben können. Er ersinnt nun, da er die baldige Abschaffung der stehenden Heere voraussieht, folgendes Auskunftsmittel. Der Adel jeder Provinz stiftet ein großes Adelshaus, worin alle nachgebornen Söhne leben und sich mit Künsten und Wissenschaften beschäftigen; sie leben aber, sich selbst dem Wohl ihres Standes zum Opfer bringend, als weltliche Mönche, unverheirathet, damit sich nicht ihre Zahl ins unendliche vermehre. Wer heirathen will, muß seinen adligen Namen ablegen. Zwar werden immer Einige sein, welche beide Bedingungen nicht erfüllen, aber diese wenigen werden sich dadurch mit Schande bedecken, wie die welche jetzt liberal geworden und zum Pöbel herabgestiegen sind. — Dieß weltliche Kloster wird nun sehr anmuthig nach seinen comfortablen Einrichtungen geschildert. Nur, wenn wir die vielen jungen Männer, und die menschliche Natur bedenken, vermissen wir eine. Es müßte, neben diesem öffentlichen Gebäude noch ein andres gleichfalls auf Kosten des Adels, gestiftet werden.

Damit ist der Plan vollendet, welchen Herr v. Sternberg seinen Paul dem deutschen Adel, dessen Kern so gesund ist, in dem noch so viel Aufopferung und glühende Begeisterung für die Standesehre ist, ans Herz legen läßt. Aber, wenn ich bedenke, daß diese Blätter vielleicht in Westfalen gelesen werden, mache ich mir Vorwürfe, daß darin so viel vom Sozialismus und Elend und Geld vorkommt, denn werden die Leute, da sie hören, daß dieser Roman unter ihnen und zwar in der Gegenwart spielt, nicht auf all diese Dinge aufmerksam werden? Die Presse sagt zwar, daß sei gar nicht nöthig, vielmehr hätten diese Ideen schon überall in Westfalen auf dem Lande wie in den Städten den lebhaftesten Anklang gefunden. Aber die Presse lügt, und der Dichter wird es doch wohl besser wissen. Denn er sagt (S. 5) daß Pauls Bauern nur wußten, es gehe draußen in der Welt viel Wunderliches zu; daß Paul also die höchsten Bedenklichkeiten gehabt habe, „zuerst in diesen friedlichen Winkel der Erde den Zwist unserer Tage zu bringen. War es nicht besser, diese harmlosen Seelen nicht

aus ihrem patriarchalischen Gleichmuth zu wecken?“ Aber Paul hat es dennoch gethan. Wie — am Ende ist der Roman eine wirkliche Begebenheit — und nun wissen wir doch endlich, wer unser treues Volk verführt hat! Denn es war wohl natürlich, daß Paul zuweilen mißverstanden wurde.

Robert Owen über Erziehung.

Das Schlimmste, was man Revolutionen vorwirft, ist: Sie führten einen Zustand mit Gewalt herbei, zu dem das Volk noch nicht „reif“ sei; das Volk, um dessen Wohl es sich handle, würde in eine Lage gebracht, die es selbst nicht verstände, es wäre ein Schritt zuviel. Man könnte bei dem im Feuer des Enthusiasmus gewonnenen Standpunkte nicht stehen bleiben. Die Gluth verrauchte, es würde ein Schritt rückwärts gethan, vielleicht zwei und die Herrschaft käme nur in schlimmere Hände. Es ist nicht erlaubt den gesetzlichen, durch die Gewalt verwirklichten und behaupteten Zustand durch Gewalt aufzuheben; das ist Umsturz des Bestehenden; der einzige Weg, das Volk wirklich für einen haltbaren Fortschritt fähig zu machen, sagt man, ist eine vernünftige Volkserziehung. Es fragt sich, was man darunter versteht. Erziehung ist eine Bildung der Menschen zu einem bestimmten Zustande. Alle wollen fortschreiten. Der Zustand zu dem man vorbereiten will, ist also kein gegebener, wirklich bestehender, sondern blos ein vorgestellter, zu gewinnender. Wie dieses zu bestimmen, ist heute noch zum großen Theil Sache der Wissenschaft, ihr Arbeitswerkzeug ist die Kritik, sie ist der Pflug, der das alte Feld zum Empfang des neuen Saamenkorns auflockert.

In Deutschland ist immer viel von Erziehung die Rede gewesen, in Deutschland florirt die Familie mit ihrer Ofenlufterziehung mit großem Gepränge, es fehlte den Teutschen auch nie an guten Ammen, geistlichen Hauslehrern, Schulen, Universitäten, Studenten, Philistern und wie die erziehenden und erzogenen Elemente alle heißen mögen. Eine Nation, die sich so erzieht, wie Deutschland, langweilt sich vielleicht nicht dabei, wenn wir hier die Ansicht eines der ersten und ältesten Socialisten Englands über Erziehung geben. Owen hatte die Welt gesehen nüchternen Blicks und hatte den sauren Hefen geschmeckt. Er war empört über den jetzigen Zustand der Menschen; dennoch wollte er keine Empörung, er hoffte auf friedlichem Wege die Menschen zu ihrem wahren Glücke in der Gemeinschaft heranbilden zu können. Wir erlauben uns hier noch einige allgemeine Vorbemerkungen über sein Leben und seine Grundsätze.

Robert Owen, den 14. Mai 1771 zu Newtown in Wales geboren, verließ schon mit 10 Jahren unbemittelt seine Vaterstadt und ging zu sei-

nem ältern Bruder nach London, wo er sich zum Gewerbefach bestimmte. Im 20sten Jahre übernahm er die Direktion der Newlanarhcottonspinnerei, einer der bedeutendsten Englands, mit einem Antheil am Geschäfte. 30 Jahre lang blieb er hier, bildete seine Prinzipien aus und begann sie zum Theil zu verwirklichen. Owen verließ dies Etablissement, weil er völlige Freiheit haben wollte, die Welt zu reguliren und für ein ganz neues gesellschaftliches System vorzubereiten. Er war einer der seltenen außerordentlichen Männer, die wie St. Simon und Fourier ihr ganzes Leben daran setzten, „das ewige Glück der Menschheit zu befördern, die Menschen glücklich und vollkommen zu machen.“ Owen wollte mit Allem kämpfen und hatte auch mit allem zu kämpfen. Er ging nach London. Hier wollte er die Irrthümer, die Mängel der gegenwärtigen Gesellschaft durch und durch kennen lernen, hier im Centrum europäischer Civilisation, wo sie am schneidendsten, prägnantesten ans Tageslicht treten. Er war entschlossen, „sie entweder selbst zu besiegen, zu vernichten oder in ihnen unterzugehen.“ Owen besucht häufig Nordamerika, wo er noch neulich mit Jubel aufgenommen wurde, wo jetzt über 20 Colonien nach seinem Muster angelegt sind; er war in Westindien, Mexiko wie in Östreich, Preußen, Sachsen rc.

Durch seine Ansichten, seine unausgesetzte Thätigkeit erwarb sich der Agitator, die Liebe und das Vertrauen des englischen Volkes, die Achtung der Welt. Er war keiner der vornehmen Gebildeten, denen es ihre gelben Glacéehandschuh nicht erlauben, den „Dreck“ anzurühren, der Salonfiguren, denen bei dem bloßen Gedanken an niedrige Arbeiten übel werden muß, die keine Lumpen sind und nichts mehr mit dem „Plebs“ zu thun haben wollen, seitdem sie durch seinen blutenden Arm aus der Canaille hervorgehoben wurden und ihren Filzhut mit Trikoloren und patriotischen Kokarden in aller Ruhe und Bequemlichkeit schmücken können. Owen hatte aber auch öfters in seinem Leben den Muth, der herrschenden Volksmeinung zu Trotz seine neuen Überzeugungen auszusprechen. Er verscherzte die Volksgunst „zum Besten des Volks.“

Welches sind Owens Grundsätze?

Die Bevölkerung sagt er, in seinem Plane zu selbstständigen Heimathskolonien, nimmt jährlich in Großbritannien ungefähr um ½ Million Menschen zu, während sich die wissenschaftliche Arbeitskraft (scientific power) in den letzten 70 Jahren jährlich im Durchschnitt um eine Kraft von 9 Millionen Menschen vergrößert hat.

1770 betrug die Gesammt-Bevölkerung 15 Millionen; die produktive 3 Millionen Menschen; die wissenschaftlichen Produktivkräfte waren gleich der Arbeit von 12 Mill. Menschen, zusammen 15 Millionen, d. i. eins zu ein, verglichen mit der Gesammt-Bevölkerung. Die wissenschaftliche Kraft verglichen mit der der Handarbeit gibt das Verhältniß von 4 zu 1. 1840

überschreitet die ganze Bevölkerung nicht 30 Millionen und die produzirende beträgt an 6 Millionen Menschen, während die wissenschaftl. Kräfte die Arbeit von 650 Million Menschen übersteigen; sie stehen also zur ganzen Bevölkerung im Verhältniß von 21 zu 1, verglichen mit der produzirenden Masse wie 108 zu 1. Und doch trotz des ungeheuren, täglich reißend wachsenden Fortschrittes in den Wissenschaften, die die ganze Welt reichlich zu versehen bestimmt sind, wie kömmt es, daß in London mit 1,800,000 Einwohnern 1/19 davon Paupers sind und jeden Morgen sich 50,000 hülflose, „verworfene" Personen erheben, ohne zu wissen, wo sie die Nacht über schlafen sollen! Daß in Glasgow mit 280,000 Einwohnern jeden Samstag Abend 30,000 Menschen sich im Zustande völliger Trunkenheit befinden, daß das 10te Haus eine Schnapskneipe oder Bierhaus ist! wie kömmt es, daß in Dublin mit 250,000 Einwohnern 60,000 jährlich durch das Fieberhospital passiren, daß in den letzten 30 Jahren die Verbrechen der ernsthaftesten Natur immer zugenommen haben, in England 5, in Irland 6, in Schottland 40 mal mehr als die Bevölkerung, daß sie jedes Jahr in immer drohenderm Verhältnisse zunehmen!

Owen zieht mit Recht gegen die Gelehrten und Priester los, die da behaupten, nur Colonien nach unbebauten, recht fernliegenden Ländern könnten helfen; welche mit der „Aufrichtigkeit" eines Malthus behaupten: Die Welt wäre nun mal so; es wäre die allerhöchste Bestimmung der Menschen, sich rascher zu vermehren, als ihre Lebensmittel. Die Bevölkerung wachse in geometrischer Proportion, während die Nahrung nur in arithmetischer Proportion zunähme. Er läßt sich nichts weiß machen. Er hatte den Handarbeiter, kranke Weiber und Kinder, bloße nackte Menschen im Kampf gesehen mit den unermüdlichen Maschinen, dahinter den Kapitalisten, der sich das Talent oder vielmehr die Produkte des Talents, die Erfindungen tributbar macht, hinter ihm die Gesetzgebung in den benebelnden Wolken des Weihrauchs mit den klaren Blitzen des Bajonetts; er wußte, was es mit der heutigen Theilung der Arbeit zu sagen habe, was aus einem Menschen, der ohne die mindeste Neigung dazu sein ganzes Leben lang Nadelköpfe oder Nadelöhren macht, werden muß; er kannte die physische und geistige Schwächung, Einseitigkeit und Verderbniß, die aus dieser gezwungenen Arbeit entsteht; er sah den Armen immerwährend allen möglichen Verführungen ausgesetzt, ihn gleichsam zum Verbrechen geboren, zu Krankheit, Elend, zum Tode nach vorherigem „richterlichen Spruche" hingedrängt. Und der ganze unorganisirte Zustand, das Reich Sr. Majestät des Zufalls hieß die Civilisation!

„Im jetzigen System, sagt Owen, müssen die produzirenden Klassen nothwendigerweise und ohne Unterlaß entwürdigtere, elendere Sklaven des Reichthums werden, als die Heloten der Griechen waren."

„Zum erstenmale ist der unmittelbare Kampf in der Geschichte offen da zwischen Irrthum und Wahrheit, Heuchelei und wahrer Tugend, Gewalt, Betrug, Unterdrückung und Liebe, Ehre, Gerechtigkeit, zwischen individuellem Reichthum und größtem Luxus auf der einen, schmutziger Armuth und Mangel an Allem auf der andern Seite. Es ist ein türkischer Krieg und scheinbarer Frieden, abergläubische. Erniedrigung der geistigen Fähigkeiten, Entwürdigung der menschlichen Freiheit. Das eiserne Würfelspiel ist dem Spiel der Spekulation, der Agiotage gewichen. Elend und Glück zerreißen unsre Erde in Hölle und Himmel.“

„Eine richtige Direktion kann den produktiven Mächten der Wissenschaft nicht gegeben werden, außer wenn man das Prinzip aufgibt, nachdem der Welthandel bisher betrieben wurde. Dies Princip ist der Individualism oder die freie Konkurrenz (individual competition), ein Princip, das in den frühern, rohen Zeiten nöthig war, den Wetteifer anzustacheln, den Erfindungsgeist zu wecken. Jetzt, nachdem diese Entdeckungen und Erfindungen eine solche Vervollkommnung und Ausdehnung gewonnen haben, daß sie die Handarbeit bald ganz überflüssig machen, ist die Beibehaltung jenes Princips geradezu eine Auflehnung gegen die Interessen aller Klassen. Individualism, welcher alle Nationen durch die Periode unwissender Selbstsucht und Eigennutzes hindurch leitete, muß jetzt dem neuen schöpferischen Princip der Vereinigung, der Liebe weichen, das in Wirklichkeit nur die Erkenntniß der Ansprüche und Würde jedes Menschen ist.

Jedes lebende Wesen ist so geschaffen und es ist die weiseste Einrichtung, daß es sich seine eigne Glückseligkeit, seine Vollkommenheit wünscht; das ist der natürliche Trieb alles dessen, was da Leben hat; aber in diesem Instinkt ist weder Verdienst noch Schuld. Diesem höchsten Verlangen des Menschen ist bis jetzt eine falsche Richtung gegeben, daraus folgt denn nichts als Unfälle und Verkehrtheiten. Zum bleibenden Wohl aller Klassen und Stände ist es nöthig, daß dieser Glückseligkeitstrieb richtig geleitet werde. Als die christliche Religion aufkam, kannte man noch nichts von der Natur. Unsere Kenntnisse in der Physik, unsere Wissenschaft der Gesetze der Natur werden auf die richtige Bahn leiten. Wir achten die Materie wieder, lieben den Leib und irdische Thätigkeit, wir sehnen uns nach einer künstlerischen, harmonischen Vollendung.

Alle Menschen sind von Geburt an gleich unwissend und unerfahren, sie empfangen ihre Kenntnisse entweder durch den Trieb und Instinkt der Natur oder von ihrer Umgebung, bestehe sie aus lebendigen Wesen oder andern. Von Natur haben alle das gleiche Recht auf vollkommene Ausbildung, keiner hat mehr Verdienste als der andere. Jedes Individuum kömmt zur Existenz in gewissen äußern Umständen, welche auf seine eigenthümliche ursprüngliche Organisation fortwährend wirken; besonders wäh-

rend seiner frühesten Lebensperiode. Im größern Maaßstabe sind sie der Grund zum Nationalcharakter. — Kein Kind hat die Macht zu entscheiden, wann und wo es geboren wird, von welchen Eltern, und wie z. B. in welcher Religion es erzegen wird, unter welchen Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten es lebt, kurz, von welchen äußern Umständen es umgeben ist. Der Einfluß dieser äußern Umstände, modifizirt durch die besondere Organisation jedes einzelnen Individuums, bildet den unterscheidenden Charakter eines jeden und erhält ihn das Leben hindurch. Man bekömmt einen schlechten Charakter, wenn man sich von Geburt an in den ungünstigsten Verhältnissen befindet. Der Mensch erhält einen mittleren Charakter, wenn die angebornen Talente seiner Natur in guter Complexion vorhanden sind, er aber von Geburt an in schlechten Verhältnissen lebt, oder wenn diese Elemente nicht gut waren, dagegen die äußern Umstände nur günstige Eindrücke auf seinen Charakter machten, oder wenn seine angeborne Natur gute und schlechte Elemente enthielt und seine Verhältnisse verschieden glückliche oder ungünstige waren. Dieser zusammengesetzte Charakter ist heute der gewöhnliche. Jedes Individuum ist so organisirt, daß sein Charakter ein edler, höherer wird, wenn seine ursprüngliche Constitution die besten natürlichen Elemente in der größern Harmonie enthält und die äußern Umstände, die ihn während seines Lebens umgeben, nur günstige, höhere sind.

Es ist der Menschen höchstes Interesse, eine genaue Kenntniß aller der Umstände zu erlangen, die das Schlechte und Verkehrte in der jetzigen Gesellschaft erzeugen, der Umstände, die das Schöne und Gute, die Harmonie schaffen; er muß alle seine Kräfte anstrengen, das erste aus der Gesellschaft zu entfernen, die letztere hier auf Erden zu verwirklichen. Der Weg zu diesem Ziele ist die Unterstützung der wirklichen Natur, die Erforschung der wahren Natur des Menschen, die Wissenschaft der Gesellschaft.

Alle äußern Umstände, in denen der Mensch lebt, müssen in Übereinstimmung mit den Gesetzen seiner Natur stehen. Dazu führt ihn unsre Vernunft, deren Praxis ist, das Glück und den Wohlstand jedes Mannes, Weibes, Kindes auf den höchsten Gipfel zu bringen, seine menschliche Würde zu sichern.

Die Wissenschaft der Gesellschaft zerfällt in folgende Hauptelemente:

1) Eine Kenntniß der Gesetze der menschlichen Natur, abgeleitet von erweislichen, sinnfälligen Faktom. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen.

2) Eine praktische Kenntniß der besten Art zu produziren, die wohlthätigsten Nothwendigkeiten, die meisten Annehmlichkeiten (comforts) für den Unterhalt und Genuß der Menschen in der schnellsten Zeit in Überfülle zu erzeugen.

3) Eine praktische Kenntniß der besten Art, diese Produktion auf die vortheilhafteste Art für alle zu vertheilen.

4) Eine Kenntniß der Principien und Praxis, wie die neuen Umstände am besten zu combiniren, um das Kind menschlich zu erziehen, damit es „zur Zeit der Reife ein vernünftiges Wesen“ werde.

5) Die Wissenschaft der besten Verwaltung der großen Familie der Menschheit.

Wir können hier nicht näher auf Owen's Umstandstheorie eingehen, auf seine Ansicht von der unbegreiflichen Macht, die man Gott, Jehova, Herr (Lord) nennt, auf seine tödtende Kritik der verschiedenen Stände der Gesellschaft, als da sind Priester, Juristen, Soldaten, Mediziner, Handelsmänner u. s. w. Owen wollte auf friedlichem Wege England vor einer gewaltthätigen Revolution bewahren; er wollte zu seiner „neuen Welt“ durch selbstständige Heimaths-Kolonien vorbereiten. Diese erweisen sich aber in England nicht als selbstständig. Warum, das können wir hier nicht ausführen. Owen säete in schlechten Boden; mitten im stürmischen Meere der Konkurrenz, des Geldwesens konnten die ausgeworfenen Anker nicht Grund fassen. Diese friedlichen, praktischen Versuche mißglückten in England. Welche Versuche im Lande ständiger Misère helfen werden, wird sich zeigen.

Wir geben hier nur noch einige Auszüge aus einer von Owen in einem öffentlichen Meeting zu Dublin im J. 1823 gehaltenen Rede über die Erziehung. Sie enthält eine getreue Schilderung der jetzigen Zustände und zugleich eine scharfe Kritik derselben.

„Die Gesellschaft kann sich nie wesentlich verbessern, bis ihre Glieder alle gut erzogen sind und eine passende Stellung erhalten haben. Für eine gesunde, praktische Erziehung und eine passende Anstellung für Alle und für immer kann jetzt leicht gesorgt werden. Heutzutage tritt jedes Individuum eben in den civilisirten Staaten, wenn es nicht von Geburt an mit hinlänglichem Vermögen versorgt ist, in einen lebendigen Wettstreit um Reichthum, Macht und Auszeichnung, in einen Kampf mit allen, die sich in seiner Sphäre bewegen. Das Leben wird verbracht, indem man sich unaufhörlich gegen die Noth sträubt und wehrt. Wenn die Intelligenz der Kinder eben zu dämmern beginnt, so weihen wir sie schon in das System ein. Wir rangiren sie in den Schulen nach Klassen, halten ihnen Ehrenmeldungen und Preise vor, um ihren Wetteifer anzuregen; wir schätzen ihre Leistungen nicht nach ihrem innern Gehalte, ihrer wahren Nützlichkeit, wir denken nicht an den wahren Werth ihrer Kenntnisse für das Leben selbst, nein, wir sehen blos auf den Platz, den sie unter ihren Schulgenossen einnehmen. Die große Auszeichnung ist, als Oberster (dux) in den Schulbänken zu thronen, unter sich alle die andern niedern Geister. Alle sind

durch ihre Plätze gleichsam gezeichnet und getrennt. — Selbst in ihre reinsten, kindlichen Spiele mischt sich der Neid, der ihnen aus der Schule kleben blieb, und verdirbt ihre glücklichsten, ersten Freuden.

Die Erziehung, wie ich sie verstehe, bildet den wesentlichsten Theil unsres Systems „der neuen Welt.“ Das Publikum hat noch keine klare Erkenntniß der Erziehungskunst. Diese liegt überall noch im Argen. Man pflegt zu sagen: Erziehung kann viel thun, aber sie thut nicht alles. Daß sie nicht alles thun kann, gebe ich zu, aber ich will beweisen, daß sie bei weitem mehr thun kann, als sie bis jetzt geleistet hat. Daß sie nicht alle Menschen gleich machen kann, ist ein Glück; es ist ein Glück, daß sie keine Zwei einander gleich machen kann; doch kann sie, wenn nicht grade natürliche und angeborne Fehler und Gebrechen im Wege stehen, alle Menschen gut, weise und glücklich machen, und das ist uns bei unserm praktischen Vorhaben genug. — Wie mir scheint, sind noch nirgends die Umstände dazu gebildet, einen menschlichen Charakter zu schaffen, sich vollständig entwickeln zu lassen. Man sehnt sich nur nach einem solchen Zustande; der Grund ist aber nicht der, daß dieser Charakter überhaupt nicht auf dieser Erde ausgebildet werden könnte, sondern er liegt darin, daß wir bis jetzt den Einfluß der äußern Verhältnisse auf den ihnen untergebnen Menschen nicht gehörig gekannt und gewürdigt haben. Die Menschen haben nur aufs Gerathewohl ihre Kräfte angewandt oder unter dem beschränkten Gesichtspunkte von Parteien, Ständen und Klassen, Sekten und Gegenden. Die Vorurtheile konnten die Menschen nicht vereinigen. Dem einen glückte es, der andere ging aufs schändlichste unter.

Will man der menschlichen Natur vollständige Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen für die Erziehung des Kindes, noch ehe es zur Welt kommt, versorgende Anstalten getroffen werden. Jetzt kömmt man immer zu spät. Im Kinde liegt der zarte Keim zu allem. Die Feinheit seiner ersten Bewegungen stumpft in den heutigen harten Lebenselementen rasch ab, das Kind kommt nicht mal zum Aufknospen, die liebenswürdigen Neigungen seiner Natur bleiben verkannt, die ersten Lebensschwingungen werden schon gehemmt, die Pulse stocken und die Schule läßt gewöhnlich nur noch wenig von der angeborenen elastischen Schwingkraft des Menschen über. Und wie schnell wird der Rest von guten Fonds noch durch das „sogenannte wirkliche praktische Leben“ abgenutzt.

Die Mutter und die Amme müssen darüber unterrichtet werden, welchen Einfluß die Umgebung auf die Anlagen und Gesundheit des Kindes hat, wie abhängig gerade das Kind von äußeren Verhältnissen ist. Blicke, Sprache und Benehmen der das Kind umgebenden Personen sind von größerer, entscheidenderer Wichtigkeit für sein ganzes Leben, als man denkt. Die jetzige Familienerziehung setzt die Kinder einander feindlich gegenüber und

bereitet sie zu dem späteren Privatleben vor; in der Art ist sie allerdings die richtige Erziehung. Jede Familie privilegirt ihr Kind, jedes Kind hält seine Familie für die beste. Das setzt nur Irrthümer und Täuschungen ab. Die Behandlung aller Kinder muß gleichmäßiger werden, damit sie nicht Jahre lang in Irrthümern und Vorurtheilen über sich und andere verbringen; die Kinder wissen selbst schon, wie und was sie eigentlich sind. Laßt sie ihren eigenen Weg gehen, kein Jota von Parteilichkeit für das Kind. Alle müssen freundlich und nachsichtig behandelt werden, zufrieden und froh gestellt werden. So sehen sie selbst, daß diejenigen, deren Sorge sie anvertraut sind, den aufrichtigen Wunsch fühlen, ihr Glück zu befördern, ihnen nur Wohlthaten angedeihen zu lassen; sie müssen in ihren frühern Jahren schon fühlen, daß ihnen das Glück nur aus der Vereinigung, dem heiteren Umgange mit ihres Gleichen erwächst. Die Eltern, gehörig unterwiesen, werden mit der unmittelbaren Sorge für ihre unmündigen Kinder beauftragt sein; aber zum Nutzen beider ist es nothwendig, daß alle Kinder jedes Orts je nach ihrem Alter auf gleiche Art unter denselben äußeren Verhältnissen erzogen werden. Nur so werden sie wirklich dazu ausgebildet, sich als Kinder einer Familie zu betrachten, sich in der That als Brüder zu lieben. Die Kinder werden von frühester Zeit an alle ihre Studien, Beschäftigungen und Spiele gemeinsam ausführen. Während des Tages halten sie sich in den Schulen oder Spielplätzen auf, die für die verschiedenen Alter eingerichtet sind; sie genießen gleiche Mittel des Unterrichts, gleiche Erholungen. Sie versammeln sich zum gemeinschaftlichen Mahl. Nachts logiren sie in geräumigen hohen Schlafstuben, die ihrem Alter angepaßt sind, in denen Reinlichkeit und Gesundheit herrscht, in denen alle gleiche Bequemlichkeit genießen und ganz anders, als im jetzigen Zustande möglich ist.

Alles dies kann geschehen, ohne daß die Kinder mehr von ihren Eltern getrennt werden, als sie heut zu Tage nothwendiger Weise von ihnen getrennt sind. Die Eltern mögen selbst, wenn sie wünschen, ihre eigenen Kinder zu Bett bringen, sie mögen sie, wenn sie es für passend halten, in der Schule sehen, sie mögen auf den Vergnügungsplätzen mit ihnen zusammen sein, in den Zwischenstunden oder nach der Schule, zur Mittagszeit so gut wie des Abends. Der Verkehr selbst wird unendlich wohlthätiger, liebevoller und heiterer für beide Theile sein, als er unter einer der jetzigen Einrichtungen möglich ist, nicht allein unter den arbeitenden Klassen, sondern unter allen, wie hoch sie auch im Range stehen. In der That, die Kinder vom höchsten Rang werden jetzt überall so erzogen, daß sie ihr Geburtsrecht fast immer nur als einen Fluch, nicht als einen Segen betrachten können. Alles, was man mit Kindern „hoher Geburt" anfängt, wirkt nur dahin, ihr menschliches Wesen zu verschlechtern, es zu verkehren,

sie von ihren zügellosen Leidenschaften abhängig zu machen. Sie bleiben unwissend über sich selbst und ihre Mitgeschöpfe, sind unglücklich in ihrer eigenen Person und zugleich ein mächtiges Werkzeug, das Elend unter den anderen noch zu vergrößern. Welcher Abstich, das fratzenhaft aufgeputzte Kind eines Reichen in prachtvoller Carosse, das zerlumpte Bettlerkind halb erfroren an einer Straßenecke liegend! Gewiß, es gibt Ausnahmen; aber ich bin von der wirklichen Ungerechtigkeit und Falschheit einer solchen sein sollenden Erziehung so fest überzeugt, daß ich jeden aus den höheren Ständen seiner sogenannten höheren Stellung wegen nur bedaure. Dieser künstliche Zustand ist besonders für seine Kinder nur gefährlich. Ich appellire an den denkenden Theil der Hochgestellten. Sie werden sagen, wie wenig sie über ihre Mitmenschen hinaus besitzen, das zu ihrer wahren Glückseligkeit beiträgt, daß dieß Quantum sich als eine Ungerechtigkeit gegen andere vom Zufall nicht begünstigte Menschen herausstellt. Bald, ich sage es fest, wird die Zeit kommen, wann sie es bei weitem vorziehen, ihre Kinder ohne Vorurtheile, in ihrer natürlichen Reinheit zu vernünftigen, wahrhaft thätigen Menschen erzogen zu bekommen. Gegenwärtig schicken sie dieselben in der Regel von Hause fort, damit sie eine zweite Erziehung empfangen, nachdem sie durch die erste schon mehr als halb verdorben und zerstört sind; aber diese zweite oder öffentliche Erziehung ist eben so ungerecht als die erste; öfters ist sie es in noch größerem Maßstabe. Das Kind des Armen kommt bis zum Elementarunterrichte, der Reiche kann nicht genug ver- und überbildet werden.

(Schluß folgt.)

Das Feiern der Kohlenarbeiter im Loire-Thal.

In dem Aufsatze „Ein englischer Turnout“ (Jan. u. Febr. des Dampfboots) gibt uns Herr **Engels** einen Beleg dafür, wie die englische Bourgeoisie in ihrem Kampfe gegen das Proletariat kein Mittel scheut, um den Sieg davon zu tragen. Dergleichen Erscheinungen gehören aber nicht England allein an; wir werden ihnen überall begegnen, wo die Industrie hinreichend entwickelt ist, um der Bourgeoisie die nöthige Macht in die Hände zu spielen. Der Kampf der Konkurrenz ist ein unerbittlicher, es heißt vernichten oder vernichtet werden, und alle die schönrednerischen Phrasen von Moral und Philantropie können nur den noch täuschen, der mit der wirklichen Entwickelung und Sachlage vollständig unbekannt ist. Daß der Proletarier in diesem Kampfe einstweilen noch unterliegt, ist natürlich, weil seine Macht sich erst im Kampfe selbst bilden muß, weil es erst im Kampfe ihm zum Bewußtsein kömmt, daß seine Interessen überall dieselben sind,

daß er ihnen nur durch seine Vereinigung den Sieg verschaffen kann. Die einzige Waffe, welche dem Proletarier zu Gebote steht, so lange seine Macht noch zu gering ist, ist die Arbeitseinstellung, um von der Bourgeoisie einen höheren Lohn zu erzwingen. Mag er selbst hierbei oft nur eine augenblickliche Verbesserung seiner Lage im Auge haben, so ist doch diese nicht die Hauptsache. Nur unwissende Philantropen können sich noch mit der Hoffnung schmeicheln, durch eine bessere Verwerthung der Arbeit die Heilung unserer sozialen Übel herbeizuführen. Mag die Erhöhung des Lohnes bewilligt oder der Arbeiter durch die Noth gezwungen werden, sich auch für die Zukunft mit seinem niedrigen Lohne zu begnügen, immer ist die folgende Ruhe doch nur ein Waffenstillstand, den beide Parteien im ersten günstigen Augenblicke wieder brechen werden. Nein, die Hauptsache ist, die Arbeitseinstellung vereinigt die Arbeiter und die Forderung nach erhöhtem Lohne greift die Bourgeoisie gerade von der empfindlichsten Seite an. Die Konkurrenz zwingt sie, die Produktionskosten auf das größt mögliche Minimum herabzudrücken, eine Lohnerhöhung macht es ihr vielleicht unmöglich, länger ihren Konkurrenten das Gleichgewicht zu halten und führt sie einem nothwendigen Bankerotte entgegen. Selbst die bloße Arbeitseinstellung kann ihr empfindliche Schläge zufügen, indem ihr Kapital für eine Zeitlang todtliegen, und also selbst angegriffen werden muß, oder indem sie gar gezwungen ist, mit großen Unkosten neue Arbeiter aus entfernteren Gegenden herbeizuschaffen.

Ist es also zu verwundern, daß, wo es sich um Leben und Tod handelt, gegen den Gegner jedes Mittel als gerecht erachtet wird, daß die Regeln der Moral, welche die Bourgeoisie predigt, für sie selbst keine Geltung haben, und von ihr nur im Munde geführt werden, um damit ihre wirklichen Absichten besser verdecken zu können?

Die Geschichte der französischen Gerichtshöfe ist reichhaltig genug an Beispielen ähnlicher Art, wie das von Engels angeführte. Man erinnere sich nur, um eins der bekanntesten und vielbesprochensten zu nennen, des Verfahrens gegen die feiernden Zimmerleute in Paris. Das Verfahren der Kohlengrubenbesitzer im Loire-Thal zeigt uns aufs Neue, auf welche Weise die Bourgeoisie den Forderungen ihrer Arbeiter zu begegnen weiß. Bis auf einige Verhaftungen ist es hier freilich noch zu keiner gerichtlichen Prozedur gekommen; was davon aber zu erwarten, dafür zeugen schon die ersten nach dem Stilllegen einiger Gruben ergriffenen Maßregeln. Die Veranlassung hierzu war wie gewöhnlich eine Herabsetzung des Lohnes, welche hier in um so gehässigerem Lichte erscheint, als die Einwirkung der Konkurrenz nicht so unmittelbar hervortritt. Das Kohlenbassin des Loire-Thals liegt so weit von den übrigen Kohlengruben entfernt, daß eine Konkurrenz von Seiten dieser schon durch die großen Transportkosten unmöglich wird. Seit einiger

Zeit sind die verschiedenen Gesellschaften, welche die einzelnen Gruben ausbeuteten, in eine einzige große verschmolzen. Für die Exploitation der Gruben ergab sich hieraus ein unbedingter Vortheil, indem durch großartige Anlagen, durch vereinfachte Verwaltung p. p., die Gewinnungskosten bedeutend vermindert werden konnten. Aber mit dieser Vereinigung hörte auch die Konkurrenz der verschiedenen Gesellschaften unter einander auf, der Preis der Kohlen wird nicht mehr dadurch herabgedrückt, er kann willkührlich erhöht werden, die Arbeiter, welche wegen schlechter Bezahlung bei der einen Grube die Arbeit einstellen, finden keine Beschäftigung mehr bei der andern.

Die Vereinigung der Kohlengrubengesellschaften gab zu heftigen Debatten in der Deputirten-Kammer Veranlassung; Lamartine führte in einer glänzenden Rede den wohlhäbigen Bourgeois alle die Nachtheile vor Augen, welche sowohl für Konsumenten, als Arbeiter daraus entstehen mußten. Er führte ihnen das Beispiel von Rive-de-Gier an, wo schon vor zwei Jahren die Vereinigung einiger kleinen Gesellschaften eine Lohnherabsetzuug und in Folge dessen eine Arbeitseinstellung und blutige Kollisionen hervorgerufen hatte. Was man von den Versicherungen der Gesellschaften, daß keine Reduktion der Salaire stattfinden, daß die Unterstützungskasse für Verunglückte erweitert und den Arbeitern ein Rückzug gesichert werden solle, zu halten hatte, darüber war wohl keiner der Herren in Zweifel, die gewiß zum größten Theile selbst schon einmal in der Lage gewesen, mit heuchlerischen Versprechungen den Leuten Sand in die Augen streuen zu müssen. Es war aber nicht zu erwarten, daß die Bourgeois ihren eigenen Interessen entgegentreten, daß sie ihr Koalitionsrecht schmälern sollten. Die Vereinigung ward gestattet. Dieses fand ungefähr mit dem Ende des Februars statt. — In der Mitte des folgenden Monates beschied der Direktor v. Monthien, der die Arbeit eines bedeutenden Theiles der Loire-Bassins leitet, den Herrn Ogier, Gouverneur der Gruben von Gagne-Petit zu sich, um ihm mitzutheilen, daß man den Lohn der Arbeiter um 25 Cts. verringern müsse. Herr Ogier, der bereits 14 Jahre bei den Gruben beschäftigt war, weigert sich zu seinen Arbeitern davon zu reden, da ihr Verdienst schon jetzt gering genug sei; lieber wolle er sich zurückziehen. Seine Entlassung wird angenommen, aber die Arbeiter von Gagne-Petit weigern sich, ohne ihren Vater, wie sie ihren Gouverneur nannten, hinabzufahren. Der Direktor versuchte vergeblich ihren Widerstand zu besiegen. Nach einigen Tagen fand ein Arrangement statt: Ogier trat seine Funktion wieder an. Das genügte aber nicht, die Arbeiter zufrieden zu stellen, der Direktor mußte ihnen auch eine Lohnerhöhung für die Schlepper bewilligen, so daß diese jetzt statt 2,75 Fr. Tagelohn 3 Fr. erhielten. Der Direktor hatte indeß nur beabsichtigt, die Arbeiter zur Ruhe zu bringen; nachdem ihm dies gelungen, hielt er sich nicht länger zur Auszahlung der zugestandenen Erhöhung ver-

pflichtet. Er gab vor, sie nur für einen Tag bewilligt zu haben. Als nach einigen Tagen die Auszahlung noch immer nicht erfolgte, verließen die Arbeiter am 30. März wieder die Minen und benachrichtigten auch durch verabredete Zeichen die Arbeiter der Gruben von Treuil, daß sie die Arbeit eingestellt hätten. So weit war Alles ohne die geringste Störung der Ruhe vor sich gegangen, als an einem Orte (la roche de soleil), wo viele Arbeiter versammelt waren, der procureur du roi mit Hülfe von 5 Gendarmen mehrere Verhaftungen unter ihnen vornahm. Der Beamte sah sich bei dieser Gelegenheit bald von einem Haufen Neugieriger umringt, dessen kleinster Theil nur den Feiernden angehörte. Er verlangte zu seiner Unterstützung bewaffnete Mannschaft von dem General, und alsbald, da ihm dieser nur 30 Mann schickte und der Haufe der Neugierigen sich indeß vermehrt hatte, Verstärkung mit scharfer Munition. Es kommen abermals 100 Mann ohne Munition und der General selbst. Als der Procureur noch immer darauf besteht, daß Munition herbeigeschafft werde, werden einige Leute in die Stadt geschickt, um dieselbe zu holen. Vergeblich bittet der Herr Neron, Maire der Gemeinde Outrefurens, alter Minenbesitzer und Freund der Arbeiter, der Procureur und General möchten sich zurückziehen, er wolle die Sache vermitteln. Einige Augenblicke darauf waren seine Kleider bereits von Kugeln zerfetzt. In Gegenwart der Menge werden die Gewehre geladen, die Truppen nehmen die 6 verhafteten Arbeiter in ihre Mitte und schleppen sie fort. Es waren Proletarier, man klagte sie der Koalition an. — Nachdem so alle Dispositionen der Art getroffen waren, daß ein blutiges Zusammentreffen unvermeidlich erschien, ermahnte der General die Soldaten, nicht zu schießen; entweder eine sehr übel angebrachte Ironie oder eine übergroße Naivität. In diesem Augenblicke übertönte das Geschrei einer Frau, deren Mann arretirt war, den Lärm. Ein Köhler stellt sich vor das Peloton und ruft mit entschlossener Stimme: „Ihr werdet sie nicht mitnehmen!“ Kolbenschläge schmettern ihn zu Boden. Bei diesem Anblick wird der Haufe unruhig, man schreit Mord, Steine fliegen gegen die Soldaten, welche ohne Aufforderung und selbst, wie es heißt, ohne Befehl nach allen Seiten unter die Neugierigen schießen. Der Haufe zerstreut sich, auf dem Platze bleiben nur die Leichen von 5 Männern und 2 Frauen. Eine von den beiden erschossenen Frauen, welche einen unschuldigen Stein geworfen hatte, war das Gewehr fast auf die Brust gesetzt. Um Mittag zogen die Truppen triumphirend in die Thore von St. Etienne ein, an ihrer Spitze den General und einen hohen Offizier, in ihrer Mitte den Wagen mit den Gefangenen — zu gleicher Zeit hielten die Verwundeten auf Tragbahren ihren Einzug in Outrefurens.

Daß nach der Versicherung der Gesellschaft die Arbeiter ganz ohne Grund und Ursache die Gruben verlassen, versteht sich wohl von selbst; aber

daß einer der Aktionaire, ein Herr Benoist gar in der Kammer zu äußern wagte, wenn man die Arbeiter bedaure, mache man aus Frankreich ein Galizien, das war selbst der französischen Deputirten-Kammer zu stark. Sie hatte freilich nur ein Achselzucken zur Antwort. Im Übrigen ist die Sache in der Kammer nicht weiter zur Sprache gekommen. Als Ledrü-Rollin das Ministerium dieserhalb interpelliren wollte, ward auf den Antrag des Ministers Duchatel die Interpellation vertagt, weil die Sache noch nicht beendet sei. Ja, der ultra-konservative Präsident Sauzet hätte gern die Gelegenheit benutzt, das Recht der Interpellation von der Entscheidung der Majorität abhängig zu machen, d. h. ganz zu vernichten.

Indeß greift das Feiern auch bei den übrigen Gruben weiter um sich und die Regierung hat sich genöthigt gesehn, eine größere Truppenzahl in die Gegend zu ziehen, um diejenigen Arbeiter, welche die Arbeit noch fortsetzen, gegen Störungen und Gewaltthätigkeiten zu schützen.

Brüssel, im April. **J. Weydemeyer.**

Die verhafteten Arbeiter sind unterdessen, wie das nicht anders zu erwarten war, wegen des Vergehens der *Koalition* zu mehrwöchentlichem Gefängniß verurtheilt. Die Herren Bourgeois, die Grubenbesitzer, welche sich vorher sehr zum Nachtheil der Arbeiter koalisirten, vor Gericht zu stellen oder gar zu verurtheilen, fiel natürlich Niemanden ein. Gleichheit vor dem Gesetze proklamirt zwar die liberale Bourgeoisie auf dem Papiere; aber in der Praxis verändern bekanntlich Umstände die Sache. D. Red.

Die irische Bewegung.

Zweiter Artikel.

Die englischen, französischen und belgischen Blätter sind mit ihren Thronreden und Volksvertreterdebatten eine wahre literarische Sahara geworden, deren Langweiligkeit nur hie und da durch die grünen Oasen der Hoffnung des Besseren unterbrochen wird. Nicht der Hoffnung auf Spekulationen in Staatspapieren, Actienmanöver, Handelsspekulationen, Ämterjagd, Avancements oder Pensionshoffnungen, sondern der Hoffnung, daß dem Fleißigen und Hungrigen sein Brod werde und was er sonst noch dazu essen und trinken möchte, daß er wie Heinrich der IV. wollte, alle Sonntage — meinetwegen auch alle Tage — sein Huhn im Topfe habe. Davon steht nichts in den Thronreden, aber die Königin von England hat bei Gelegenheit der ihrigen die kranken Kartoffeln in den Mund genommen. Eine außerordentliche Seltenheit in dieser Wüste, aber kein Mensch wird davon satt. Und

satt dürfen nicht Alle werden, so lange man die Einen zwingen will, sich den Gelüsten der Andern zu fügen und diese Gelüste vom Ertrag der Thätigkeit der Andern befriedigen will. Satt dürfen auch nicht Alle werden, seitdem man der Peitsche und dem Galgen entsagt und kein anderes Zwangsmittel hat als den Hunger und das Gefängniß. So lange man dem Prinzip der ungleichen Berechtigung und Verpflichtung von Genuß und Arbeit nicht entsagt, wird auch keine Reform daran etwas ändern, Hunger, Armuth und Elend werden immer auf einen Theil der Gesellschaft drücken.

Englands Staatsmänner heben ihre seit 30 Jahren gemachten Reformen hervor und im Vergleich zu dem, was in dieser Beziehung in allen übrigen Ländern der Erde geschah, haben sie allerdings ein Recht dazu. Aber was haben sie für die Beseitigung des Hungers, der Armuth und des Elends während dieser glänzenden Reformperiode gethan? Nichts. Laßt uns sehen:

Man erließ die Test- und Corporations-Akte und emanzipirte die Katholiken; man dehnte das Wahlrecht auf sie aus und hinderte sie nicht mehr durch die Bedingung der Abschwörung ihres Glaubens an der Erreichung vortheilhafter gesellschaftlicher Stellen. Man dehnte überhaupt den Wahlcensus aus, regelte das Armengesetz auf eine andere Weise, verwandelte die Form der Sclaverei der Schwarzen in die der Weißen, ernannte für geistliche und einträgliche Angelegenheiten eine geistliche Kommission mit einträglichem Einkommen, und setzte einer katholischen Universität für die nicht religiösen Fakultäten eine jährlich zu verwendende Summe von 30,000 L. aus. Das ist der ganze Reformkram der berühmten Staatsmänner.

Ist das der Mühe werth so viel Geschrei davon zu machen? Diese Leute hatten die Gewalt und den Einfluß in den Händen und wurden enorm bezahlt um sie zu verwenden — aber leider nur um sie im Interesse derer zu verwenden, die keine gleiche Berechtigung anerkennen wollen. Hunger, Armuth und Elend blieben also unbeseitigt. Ganz andere Reformen hat während derselben Zeit die arbeitende Klasse, die nichts zu befehlen hat, durch die Macht ihres Genies bewirkt. Die Maschinen Englands verrichten nämlich jetzt die Arbeit von 600 Millionen Menschen und diese Maschinen sind einem öffentlichen Bericht nach mit wenigen Ausnahmen von ungebildeten Arbeitern und Tagelöhnern erfunden worden. Durch diese Erfindungen sind die Regierenden zu ganz andern Reformen in nächster Zeit gezwungen, als die, welche bisher aus ihrer politischen Weisheit hervorgingen. Expropriationsgesetze, Münz- und Postwesen, Handelsverbindungen und alle Arten von Spekulationen im Bereich des Geldes und der Industrie erhalten dadurch neue Richtungen. In den alten politischen und socialen Körper wurde eine Bresche geschossen, die alle seine Garantien in Frage stellt: Denn England liegt jetzt mit seinen Reichthümern vor seinem Nebenbuhler

dem Franzosen offen da *). Seine schwimmenden Citadellen schützen es nicht mehr vor einer kühnen Landung, seitdem man denselben mit flinken Dampfschiffen aus dem Wege gehen kann. England kann im Kanal allerdings eine Flotte aufstellen, die zu besiegen sich der Franke keine Hoffnung machen kann. Aber das ist auch zu einer Landung in England nicht mehr nöthig. Gar kein französisches Kriegsschiff ist dazu nöthig. Gewöhnliche Transportdämpfer thun diesen Dienst. In wenigen Stunden kann man 30—40,000 Mann aus den verschiedenen Häfen des Kanals bei finsterer Nacht nach einem bestimmten Punkt der englischen Küste überschiffen. Diese fliegen von verschiedenen Seiten diesem der englischen Flotte unbekannten Punkte zu, sich zwischen den Stationen derselben durchstehlend. Eine Blokade der sämmtlichen französischen Häfen ist dagegen nicht wirksam, weil sie nicht möglich ist der Stürme wegen, die dort sehr gefährlich sind, und eben deswegen die Blockirer zwingen in den eigenen Häfen Schutz zu suchen. Wie die Sachen jetzt stehen, wäre beim Ausbruche eines allgemeinen Krieges die Einnahme Londons durch die in Algier geschulten Franzosen keineswegs ein überraschendes Ereigniß. Angenommen sie wagten die Einnahme Londons nicht und wendeten sich statt dessen gegen eine der mit Kriegsmaterialien gefüllten Hafenstädte, so wäre die Zerstörung dieser ungeheuren Aufhäufungen so ziemlich gewiß, denn die Befestigungen sind von der Landseite aus äußerst schwach. Eben so gewiß wäre anzunehmen, daß diese 30,000 Mann in England Gefangenschaft und Tod fänden, aber damit wäre der Fall der englischen Suprematie auf den Meeren nicht verhindert, denn solches Material ist unersetzbar. Man kann zum Schiffbau nicht jede Art von Holz brauchen. Erst durch eine Anhäufung, die in einer Sammlung von 30—100 Jahren ihren Grund hat, erhält diese Anhäufung den Werth ihrer Bestimmung. Die 30,000 Mann kann Frankreich leichter verlieren. Und wenn dann das Spiel öfter wiederholt wird, wenn so ein Hafen nach dem andern zerstört wird, so ist ja der Zweck trotz dem Verlust der Expedition erreicht. Dieser Verlust ist bei alledem nicht ausgemacht. England hat jetzt kaum 10,000 Mann im Lande und die sind nicht wie die Franzosen im Feuer geschult, bestehen auch meistens aus Irländern. Die Miliz ist nicht organisirt und mit Ausnahme der Yeomanrie — die aus wohlgenährten gutpatriotischen Pächtern besteht — auch wohl nicht sehr zu fürchten, ist auch nicht in den Waffen geübt, besteht eigentlich nur auf dem Papier.

Diesen Möglichkeiten soviel als möglich entgegen zu wirken ist das englische Ministerium jetzt eifrigst beschäftigt. Alle brauchbaren und erkäuflichen Hände werden in Bewegung gesetzt, um die Flotte zu vermehren und

*) Die Möglichkeit eines Krieges zwischen England und Frankreich unter dem jetzigen Bourgeoisieregimente ist kaum denkbar. Unser geehrter Korrespondent hat sich wohl von seiner Phantasie fortreißen lassen. Englands Rüstungen gelten Nordamerika. D. Red.

zu bemannen, und die Hafenplätze von der See- und ganz besonders von Landseite aus zu befestigen. Daß das indeß nicht genügt hat man auch zugleich eingesehen: denn was nützen die vielen Schiffe, wenn die Matrosen und Besatzungen dazu fehlen? Was nützen die Befestigungen, wenn zu ihrer Vertheidigung keine Mannschaft da ist? wenn keine Armee da ist, um den angegriffenen Punkten zu Hülfe zu eilen? —

Woher aber dieser Mangel an Matrosen und Soldaten? Weil das Volk einen Widerwillen vor dem Militairzwange hat. Früher hatte man die Matrosenpresse, ein Gesetz, nach welchem die auf der Flotte nöthigen Mannschaften in Kriegszeiten unter der schiffenden und fischenden Küstenbevölkerung eingefangen wurden, wie der Rekrut in Ungarn. Das Gesetz mußte abgeschafft werden, und ist doch bei dem Widerwillen der englischen Seemänner gegen den Staatsdienst nothwendig geworden, wenn auch nicht gerade in der alten Form. Die englische Armee wird durch die Werbung ergänzt. Noth und Elend füllen ihre Reihen. Sie würde einen jämmerlichen Prospektus darbieten, wenn jeder Mann die Lumpen wieder anlegte, welche er mit der Uniform vertauschte. Robert Peel geht nun damit um die Miliz zu organisiren, wo möglich nach dem preußischen Konscriptionsgesetze zu organisiren und die irische Miliz in England und die englische in Irland zu kantonniren. Dagegen erhebt sich nun die ganze Masse der Chartisten. Sie wollen vorher die Charte haben ehe sie einrücken und sagen nicht ob sie nachher einrücken wollen. Bei dem ist das jetzige Milizgesetz noch lange nicht so zweckmäßig als das preußische Konscriptionsgesetz. So eines aber thut England Noth um der drohenden Gefahr zu begegnen. Um indeß so ein Gesetz zu haben muß man die Mehrheit des Parlements dafür gewinnen.. Das gibt lange Debatten und wird vielleicht von den Partheien benutzt, um die Minister zu verdrängen. Jedenfalls vergeht — wenn es angenommen wird — über dem Schwatzen die kostbare Zeit, ungerechnet die, welche für die Einübung der Miliz nöthig ist, was auch nicht so geschwind zu bewirken ist, am wenigsten wo erst Alles gebildet werden soll. Kurzum überall häufen sich hier die Schwierigkeiten und wenn sie alle beseitigt sind, so bleibt noch die des Widerstandes der Chartisten und nachder noch die Irlands.

Wenn in den nächsten 3 Jahren England in keinen Krieg verwickelt wird, kann es allerdings einer französischen Landungg rößere Schwierigkeiten bereiten. Seine Miliz kann bisher dahin eingeübt, seine Flotten bemannt und seine Hafenplätze von der Landseite befestigt sein, auch ein befestigtes London *) ist bis dahin möglich. Aber das verhindert keine Landung der Franzosen in Irland, verhindert keinen Aufstand Irlands, gewinnt den Engländern nicht die Sympathie Irlands. Darin liegt die Gewißheit, daß

*) So närrisch sind die Engländer nicht! D. Red.

England dem Fall seiner Größe als politischer Staat nahe ist. Hören wir darüber die Meinung Robert Peel's:

„Die Abtrennung Irlands von England ist soviel als die Auflösung des brittischen Reichs und könnte nur nach Prinzipien zugegeben werden, welche die Gesellschaft wieder auf den Zustand der Natur zurückführen. Ich fühle und weiß, daß die Trennung der gesetzgebenden Union die Zerstückelung dieses großen Reichs herbeiführen muß, daß sie England zu einer Macht 4. Größe und Irland zu einer grauenvollen Wildniß machen wird.“

Freilich wird Irland eine grauenvolle Wüste werden, wenn einmal der englische Krug bricht, der dort so lange schöpfte, aber nur für die Schöpfer wird es eine solche Wüste werden; für die, welche ihn füllen, war es schon lange. Freilich bieten die Lehmlöcher, die Millionen Unglücklichen dort zur Wohnung dienen, eine grauenvolle Wildniß dar, aber die Zerstörung derselben ändert für die Bewohner nicht viel, wenn der nächste Aufstand gegen England auch unterdrückt werden sollte, macht die grauenvolle Wildniß nicht noch grauenvoller; was also hat dies arme Volk von einem solchen Zustande zu fürchten? Nichts, gar nichts! Aber was kann es dabei gewinnen? Viel, sehr viel. Die Gelegenheit des Kampfes gegen das drückende Joch ist dieser ausgeplünderten Bevölkerung schon Gewinn. Man stahl ihm alle Mittel zur Pflege und zum Genuß der edeln Gefühle, es blieb ihm nichts als das Gefühl der Rache. Dürfen wir uns drum wundern, wenn es dies auf eine beispiellose erschreckliche Weise zu nähren und zu befriedigen sucht? Glaubt man dies Gefühl durch Gewaltmaßregeln unschädlich machen zu können? Nein, das glauben die Staatsmänner selbst nicht. Selbst Wohlthaten helfen nun nicht mehr. Englands Minister dürften Morgen die Trennung im Parlamente beantragen und durchsetzen, es würde dies die Sympathie Irlands mit Englands Vorrechtlern nicht herbeiführen. England fühlt die Gefahr die seiner Suprematie von Irland her droht stärker, als es in den Journalen merken läßt und welcher vortreffliche Geist auch durchschnittlich die englischen Journale durchweht, so findet man doch durchweg im geselligen Verkehr, daß John Bull noch einen dickmächtigen Nationalzopf trägt. Ich will nur den gebildeten John Bull erwähnen, so habe ich doch durchweg bei ihm eine Kälte gegen das was in Irland vorgeht getroffen; unter den vorzüglichsten Köpfen der Chartisten und Sozialisten herrscht die Meinung, daß die Irländer ein Volk seien, dem nicht geholfen werden könne als durch Bildung, daß es, wenn dort morgen der Kommunismus eingeführt würde *), doch fort morden werde. Die Engländer bringen in ihren **meetings** oft Lebehochs aus. Ich bemerkte immer, daß wenn eines für Irlands Freiheit gebracht wurde, dasselbe nur schwach erwiedert wurde.

*) Der Kommunismus läßt sich eben nicht beliebig einführen, wie eine Constitution, wie ein Strafgesetzbuch! dazu gehört mehr! D. Red.

Das geschah unter den aufgeklärtern Arbeiterklassen, unter Chartisten und Sozialisten; unter Leuten die sich um dergleichen nicht bekümmern ist's noch ärger. Engländer und Irländer kann man nicht in Massen bei Eisenbahnen arbeiten machen, sondern man muß sie von einander trennen, sonst wäre der Schlägerei und des Todschlags kein Ende. Wohin das beim Ausbruch eines allgemeinen Krieges führt läßt sich leicht denken. Einem Engländer, dem ich auf der Fahrt von Ostende nach London meine Besorgnisse wegen Irland mittheilte und den ich frug, was er wohl für Mittel sehe dem Zustande abzuhelfen, zeigte auf die Kanone und sagte: Hier ist dies das einzige Mittel. Ein Anderer erklärte in der Times, das napoleonische Mittel sei das einzige Mittel. „Ich wollte, daß die ganze Insel in das Meer sänke", sagte ein dritter Rentier, kurz Jeder fühlt die Ohnmacht des mächtigen Englands, dem ausgeplünderten aber muthigen kleinen Völkchen gegenüber, jeder fühlt die Schwierigkeit der Beseitigung der Gefahr, die dieser nationalen Krämerherrschaft droht. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet erscheint die irische Bewegung für die nächste Zukunft von großer Wichtigkeit unter den schwebenden Fragen. Überall tauchen von Zeit zu Zeit Revolutionen auf, wie lange auch die Ruhe in einem Volke dauern mag; aber da, wo sie aus Gefühlen hervorgehen, die mit der Nationaliät und der Religion verbunden sind, haben sich diese Revolutionen am öftersten wiederholt, haben sie sich den Gegnern am gefährlichsten gezeigt. In Polen und Irland haben sich diese beiden Gefühle mit dem Gefühle der gleichen Berechtigung an die Güter des Lebens und der gleichen Verpflichtung zur Herbeischaffung derselben vermischt. Die Geschichte beider Völker ist mit Blut gefärbt; da ist kein Dorf, daß nicht seinen Märtyrer aufzuweisen hätte, keine Familie die nicht einen Beitrag zur Geschichte des allgemeinen Druckes der Fremdherrschaft liefern könnte. Was ein solches Volk im Stande ist, das haben wir von beiden schon gesehen, und was dort noch zu erwarten ist läßt sich leicht vorhersehen.

Damit sich nun die irische Bewegung dem Leser deutlich veranschauliche, gebe ich hier die wichtigsten der innerhalb 16 Monaten stattgehabten Ereignisse und zwar solcher, welche die Times anzeigte:

Ein **Lord Norbury** wird in Tipperary durch einen Flintenschuß getödtet. Es werden mehrere Angeschuldigte festgenommen und vor Gericht gestellt. Aber die Jury hatte Drohbriefe empfangen und sprach die Angeschuldigten frei, welcher Ausspruch mit lautem Jubel im Publikum aufgenommen wurde.

Nach dieser Zeit benutzte die Verschwörung die Brandstiftnng als Mittel zu ihren Zwecken. Sie trat damals unter den Namen die „**Weißbubenverschwörung**" auf. Eine andere Brandstiftungsverschwörung nannte man die Abaraverschwörung.

Die irischen Verschwörungen und ihre Tendenzen scheinen schon so alt zu sein als die irische Bedrückung. So schrieb die Times im Juli 1844: „Die letzten Assisensitzungen waren seit 30 Jahren die einzigen, in welchen keine Mordthat figurirte, welches man dem moralischen Einfluß der Repealbewewegung zuschrieb.

Mord in Nenagh. Fünf Mann treten mit verhüllten Gesichtern in einen Pachthof; 4 mit Flinten, der 5. mit einem Bajonet. Im Hof mißhandelten sie 2 Viehhüter, weil sie wahrscheinlich nicht gut angeschrieben waren. Sie traten dann ins Haus, wo sie 6 Männer und 5 Weiber beim Essen trafen, schossen den einen Meisterknecht nieder und schlugen und verwundeten den andern, ihn bedrohend, in 4 Tagen den Platz zu verlassen. Der Pächter selbst war nicht zu Haus. Die Ursache des Angriffs war, weil dies Pachtgut kein anderer nehmen und bearbeiten sollte als der frühere Pächter, der, weil er seinen Zins nicht zahlte, hinausgeworfen war.

Die Adaraverschwörung: Regan war in den letzten Assisen wegen Theilnahme an der Verschwörung und wegen eines Angriffs auf Lord Dunraveus zu lebenslänglicher Transportation verurtheilt worden. Seine Frau Margarethe wurde von ihren Verwandten vor Gericht geführt und erklärte hier, daß sie dasselbe Verbrechen begehen werde, um wieder zu ihrem Manne zu kommen.

„Funfzehn L. oder 375 Fr. Fr. oder 90 Thlr. gr. — erhielten vom Lordlieutnant von Irland jeder von 3 Männern, die sich gegen 5 Andre von der Verschwörung, die ins Haus dringen wollten, gut vertheidigt hatten.“ Daraus läßt sich schließen, wie sehr man dies anfeuern möchte und wie selten es ist, daß dergleichen vorfällt.

Eine Pfändung. Neun Beamte treten in ein Haus, um eine Pfändung vorzunehmen. Während sie drin sind versammeln sich Leute mit Waffen um das Haus, solche als Hacken, Spaten u. dgl. rissen den 9 Mann die Kleider vom Leibe und schlugen und stießen sie dergestalt, daß kein heiler Flecken an ihrem Leibe blieb. Darauf an 2000 Mann stark geworden, zogen sie aus um die Polizeisoldaten aufzusuchen, welche sich bei Annäherung des Haufens auf die nächste Militairstation zurückzogen.

Wie von der andern Seite die bewaffnete Macht verfährt, ergibt sich aus Folgendem:

Zwei Polizeisoldaten werden in ein Haus einquartirt, um den Bailiff zu schützen, der eben mit Vieh von der Pfändung zurück kam. Die Frau des Mannes bittet, daß ihr Mann ihr in der Nacht Gesellschaft leiste und erzählt sich mit ihm von den vorgefallenen Unruhen. Auf einmal fällt draußen vor dem Hause ein Schuß. Auf dies hin feuert der Soldat nach dem wehrlosen Mann in der Stube, trifft ihn aber nicht und will nun mit dem Bajonet nach ihm stechen. Glücklicher Weise fällt das Bajonet ab.

Der Mann wird blutig geschlagen, bekommt Handschellen angelegt und wird so transportirt zur nächsten Station.

Derselbe Polizeisoldat äußerte nächsten Tages zu seinem intimsten Kameraden: Wenn Du mit mir gewesen wärest, anstatt des anderen Esels, so hätten wir den Kerl zusammengeschossen und ich wäre heute wahrscheinlich schon einen Grad höher avancirt.

Aus Nenagh schrieb man vom 14. Oct. 1846: „Mit dem größten Leidwesen benachrichtigen wir unsre Leser, daß in dieser Gegend noch mehr Blut geflossen ist. Wann, o wann werden wir endlich im Stande sein zu verkünden, daß dieses grauenvolle Mordsystem, welches laut auf zum Himmel um Rache schreit ein Ende gefunden hat. Wir haben wieder die Anzeige von zwei neuen erschrecklichen Morden den frühern beizufügen. Der Eine der Gemordeten, der Holzaufseher war und damit eine Gerichtsdienerstelle verband, wurde erschossen, obgleich er beständig eine geladene Doppelflinte und außer dem noch einen Gürtel mit geladenen Pistolen mit sich führte. Die Waffen hatte man ihm genommen. Der Andere war Hausmeister eines Eigenthümers. Er wurde erschossen, als er eben vor dem Schlafengehen vor seinem Bette kniete und betete. Liebedienerei gegen den Herrn und harte Behandlung der Untergebenen waren die Ursachen.

Den 6. Oct. war die Familie eines andern solchen Hausvogtes fast sämmtlich erschlagen. Die Familie war sechs Köpfe stark. Drei Individuen sind davon bereits gestorben.

Ein Mann wird von seinem Pachtgute entsetzt. Später zahlt derselbe den rückständigen Zins und darf in Folge dessen das Pachtgut wieder beziehen. Er baut auf dem Gute ein Haus. Als er jedoch darin mit sieben Arbeitern das erste Mal geschlafen und Morgens nach dem Vieh sehen will, wird er erschlagen. Diesem Morde wurde von den Feldern und von der Straße aus zugesehen, aber kein Mensch kam oder schrie um Hülfe, obgleich den Angebern solcher Mordthaten große Summen ausgesetzt sind und die Armuth so groß ist, daß die Leute gegen für 2½ pence und schlechte Kost arbeiten. Dies ist gegenwärtig das Maximum des Lohnes in diesen Gegenden. Oft haben Leute auf demselben Flecke Beschäftigung, wo der Mord geübt wird und thun doch als sähen sie nicht, was neben ihnen geschieht.

Zwei Polizeisoldaten halten einen Wagen an und durchsuchten denselben, weil sie glaubten, es würde darin Branntwein geschmuggelt. Sie werden umringt und erschlagen.

Den 14. Oct. wird in Nenagh ein Gerichtsdiener erschlagen. In das Haus eines Pächters dringen 6 Männer, einer mit einer Pistole, die Andern mit Knüppeln und Stöcken bewaffnet. Der Pächter wird so geschlagen, daß er den andern Tag stirbt. Überhaupt wurden dort in 3 Wochen 5 Morde verübt. Darüber sagt die dortige Zeitung:

„Die Belohnungen auf die Angeber der Mörder bleiben in einem Lande wie dieses kraftlos, wo man den Mörder als einen Helden und den Verbrecher als einen Ehrenmann betrachtet.“

Die Times vom 5. Nov. enthält:

Es ist ein wahres Wunder, daß uns die letzten Zeitungen aus Tipperary keinen neuen Agrarien-Mord berichtet haben. Übrigens enthalten sie Folgendes:

Ein Mann wurde von bewaffneten Männern angefallen und floh von Haus zu Haus, da er immer eines nach dem andern verschlossen fand; als es ihm endlich gelang eines offen zu finden, erhielt er einen Schuß in den Schenkel, an dem er starb. Die Ursache dieses Überfalls war, daß er zu viel Acker in Pacht genommen hatte.

Am 21. Nov. kommt O'Connel nach Tipperary, um durch seinen Einfluß das Mordsystem zu bekämpfen. Er drückte sich zu diesem Zwecke in einem öffentlichen Meeting folgendermaßen aus:

„Ich beschwöre Euch im Namen alles dessen, was Euch lieb und werth, im Namen alles, was Euch heilig ist, im Namen Eures Vaterlandes, um der Sache der Barmherzigkeit, um Eurer unsterblichen Seele willen (bei diesen Worten nahm der Redner seine Mütze ab), im Namen des lebendigen Gottes, des Gottes der Gerechtigkeit, laßt keine Verbrechen, keinen Mord und Todschlag, keinen Aufruhr mehr Statt finden, o düngt Euer Land nicht wieder mit Menschenblut.“

Zwei oder Drei schreien ihm hierauf Beifall zu. Darauf fährt O' Connel fort:

„Damit bin ich nicht zufrieden. Ihr müßt mir Alle versprechen, daß in Tipperary kein Mord mehr Statt finden soll.“ Hierauf erhob sich ein dumpfes Murmeln unter der Menge und darauf ein lautes Geschrei. „Nein! nein! niemals! Das versprechen wir nicht!“

Um diese Zeit wurden in dieser Gegend in 3 Wochen 8 Morde verübt, und 500 Waffen waren nach dem neuen Waffengesetz einregistrirt. Dieses Gesetz, welches gemacht wurde, den Gebrauch der Waffen für die Mörder zu erschweren, bewirkte gerade das Gegentheil: denn diese lassen ihre Waffen durch ihre Freunde registriren und erfahren durch dieselben genau, wo überall Waffen zu holen sind. Vor diesem Gesetz war die Erlaubniß der Behörde nötbig für Jeden, der Pulver kaufen wollte; jetzt haben sie diese Erlaubnißscheine bei ihren Freunden, die einer den andern borgt und nur dem Kaufmann vorzuweisen braucht. So kann er für's Geld so viel Pulver haben, wie er will. Es fehlt also den Mördern weder an Pulver noch an Waffen. Theils sind diese letztern geliehene, theils sind es geraubte, die sie verstecken.

Ein Engländer richtet eine Maschine auf, um Kartoffeln in Stärke zu

verwandeln. Darüber empört sich das Volk in Masse und der Engländer ist gezwungen, die Bauten einzustellen.

Jemand pachtet in der Nähe von Frankford 24 Acre. Er kann den Zins nicht bezahlen und muß das Pachtgut verlassen. Drei Brüder nehmen darauf dasselbe Gut in Pacht und richten sich darauf ein. Alle drei waren starke Männer und ließen ihr Haus gleich einer Citadelle befestigen, und versahen sich mit vielen Waffen. Man schickt ihnen 2 Drohbriefe. Sie kehren sich nicht daran. Eines Tages darauf entfernt sich einer der Brüder, um Frau und Kinder nachzuholen; bei seiner Rückkehr findet er die andern beiden erschlagen.

Der Tipperary Vindicator enthielt um diese Zeit folgendes:

„Wir vernehmen mit Bedauern, daß beunruhigende Gerüchte über den Zustand eines Theils dieses Landes circuliren. Schauderhafte Geschichten kommen uns zu Ohren, die jeder Philantrop bedauern muß. Bewaffnete Banden ziehen häufiger um und zeigen sich kühner als vor einigen Jahren. Wir haben nach dem Vorgefallenen Erkundigungen eingezogen, aber einer den Behörden genügend scheinenden Ursache wegen konnten wir darüber weiter nichts erfahren. Wir haben die Veröffentlichung solcher Ereignisse immer für nöthig erachtet und bedauern sehr, daß diese Meinung die Behörden nicht theilen. Wir können die Philosophie der Geheimthuerei in solchen Dingen nicht verstehen und werden übrigens unser Möglichstes thun, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen.“

Ein späterer Auszug:

Wir gestehen mit Bedauern, daß Tag für Tag Berichte einlaufen, welche den Fortschritt der Ausführung der Ackergesetzbestimmungen der Verschworenen uns melden. Besonders in den südlichen Distrikten der Provinzen kommen Symptome einer gesellschaftlichen Auflösung vor, wie sie zur Zeit Statt fand, als der damalige Graf von Mulgrave jeden Ruhestörer hängen ließ. Nach Briefen die uns heute zukamen, scheint es, als wenn das Kingsland nun auch in die Verschwörung verwickelt ist. Nach dem Morde der beiden Brüder fielen dort noch 3 Morde vor; außerdem ein Mord in Slige. Der Magistrat hielt deswegen eine außerordentliche Sitzung und beschloß, den Colonel Lloyd um Hülfe anzugehen.

Der Magistrat der Grafschaft Clare versammelt sich bei verschlossenen Thüren, um in Folge des Mordes von Arthur Glocester Maßregeln zu nehmen. Es werden auf das Angeben derer, die Mordversuche machten, in Häuser schossen, Leute verwundeten und mordeten, welche Waffen raubten u. s. w., Belohnungen von 80 L. (2000 Fr., gerade soviel als ein Tagelöhner in Irland in 20 Jahren verdienen kann, wenn er immer Arbeit hat) gesetzt.

Die Zeitungen berichten daher ferner:

„Die Ackerverschwörung scheint in der Grafschaft Clare feste Wurzel gefaßt zu haben. Seit 1823 herrschte in diesem Lande eine merkwürdige Ruhe. Der Mord Arthur Gloster's scheint indeß der Anfang eines andern Zustandes zu sein. Ein zweiter Mord hat Statt gehabt und folgende Bekanntmachung wurde angeschlagen:

„Allen, die es angeht, wird hiermit bekannt gemacht, daß wir uns verbunden haben dem Lande einen Dienst zu erweisen und noch mehrere dieser Landräuber zwingen werden, sich vor uns in Acht zu nehmen. Ich sage zu .... (hier folgen die Namen von 5 Eigenthümern) ich sage Andern: Nehmt Euch in Acht, damit es Euch nicht geht wie Gloster.“

In Voriskom wurde ein reicher Pachter gemordet, weil er ein Gut in Pacht genommen, von welchem man eine Witwe vertrieben hatte, die nicht bezahlen konnte. Der Korrespondent der Times sagt darüber:

„Was immerhin die Ursache dieser Schandthaten sein mag und welche Mittel auch dagegen sich als wirksam erweisen mögen, so viel ist sicher, daß dieses verfluchte en gros betriebene Mordsystem auf einmal erdrückt werden sollte.“

Die Redaktion bemerkt darüber:

„Wir stimmen ganz mit unserm Korrespondenten überein, glauben aber nicht, daß etwas Wirksames unternommen werden kann, so lange das Volk in den unruhigen Distrikten nicht besser erzogen ist, so lange es keine bessere Moral aufstellt. Man kann unmöglich glauben, daß die Mordanfälle bei hellem Tage ohne das Mitwissen und die Sympathie der Bauern mit dem Mörder Statt finden können. In jedem vorgekommenen Falle ging der Mörder ruhig und ungestört vom Platze; ja, man bietet ihm Schutz und verbirgt ihn vor Nachforschungen. Das war z. B. der Fall beim Morde Heffnaus. Er wurde in seinem eigenen Hause am hellen Tage erschossen. Sein Haus lag mitten im Dorfe; seine Mörder gingen bewaffnet durch dasselbe bis zur Wohnung ihres Opfers, und nach dem Morde zogen die Mörder eben so ruhig und ungestört wieder ab. Keine Hand erhob sich sie zu arretiren, und so pfiffig ist das blutdürstige System angelegt, daß gegenwärtig beinahe alle Hoffnung auf Entdeckung der Thäter vergeblich ist, wie große Belohnungen man auch aussetzt.“

Ein anderer Korrespondent der Times räth folgendes:

Die Napoleonische Methode ist das einzige Mittel gegen diesen Zustand, und ihre Wirksamkeit ist bei alledem noch zweifelhaft.

Aus der Roscommon-Zeitung. Dieses Land befand sich nie in einem unruhigern Zustand als jetzt. Von großen Pächtern sind die Renten leichter zu beziehen, und darum haben sowohl der abwesende Eigenthümer als sein anwesender Agent ein Interesse, das Land an Solche zu geben, von welchen sie, ohne Unruhe zu haben, das Geld bekommen zu

können, die meiste Aussicht haben. Obgleich sie wissen, daß Alles vom Schweiße der Armen kommt, verpachten sie doch den Acre zu dem ungeheuren Preis von 9 — 12 Guineen (also von 190 — 250 Fr.). „Das Volk hat nun zu dem Mittel gegriffen, jedes so theuer verpachtete Land nach der Saat aufzugraben. Auf diese Weise ist hier jede Stadt und jedes Dorf eine Militairstation geworden, welche von der Einwohnerschaft erhalten werden müssen, sammt den dazu gehörigen Spionen und Miethlingen. Neulich wurde beim Aufgraben des Landes ein Mann erschossen und mehrere gefährlich verwundet.“

In Newport wurde eine Bande von sieben der Verschwornen von der Polizei verfolgt. Auf offenem Felde macht sie aber Halt, und es beginnt nun ein Kampf, in welchem 4 auf dem Platze blieben und einer verwundet wurde, der mit den beiden Andern die Flucht ergriff. Einen Todten trugen sie mit sich fort.

Dieses Zusammentreffen mit der Polizei war ein reguläres Gefecht, vom entschlossensten und hartnäckigsten Charakter. So wie ein Polizeimann verwundet wurde, ersetzte seine Stelle ein anderer Kamerad. Während die Vorderen feuerten, ladeten die Hintern. Eben so machten es ihre Gegner, welche alle sieben gut bewaffnet waren und mit gleicher Wuth kämpften.«

Auch im protestantischen Fermanagh entwickelte sich das Ackersystem seit dem Frühjahr 1845.

Über den Zustand der Grafschaft Leitrim wurde folgendes veröffentlicht:

„Lord Clements beschreibt mit Recht den Zustand der Grafschaft Leitrim als den der vollendetsten Anarchie. Die Ribondverschwörung ist in diesem unglücklichen Lande die regierende Macht. Die Berichte, die uns täglich vom Lande zukommen, beweisen das klar und deutlich. Die tödtlichste Feindschaft wird dort von den Bauern gegen Alles genährt, was von den Behörden kommt und zu den Behörden gehört, vom höchsten Regierungsbeamten an bis zum geringsten Polizeidiener; und es scheint, daß nur eine starke Truppenmacht eine Collision mit der Polizeimannschaft verhindern kann. Die Bauern brennen jetzt überall die neuen Polizeibaracken ab. In Longford wurden sie dabei verjagt und ihrer Feigheit wegen von den Weibern und Kindern verhöhnt, die darauf mit zum Angriff rückten, aber doch nicht zum Ziele kamen. Den andern Tag hielt man Haussuchungen, um die Verwundeten zu entdecken, jedoch vergebens. Ein Todter fiel in die Hände der Polizei.

Auch das protestantische Fermanagh ist von dem Übel angesteckt. Die Nobeln und Vornehmen steuerten daselbst 1000 L., um dem Übel auf die Spur zu kommen, und verlangten Zuwachs an Polizeisoldaten und Militär.“

„Am verwichenen Sonntag mußte man den Pfarrer mit der bewaff-

neten Macht zur Kirche und zurück begleiten. Den Sonnabend vorher saßen mehrere Herren in einem Hause beisammen, als eine Kugel durch das Fenster gefeuert wurde. Einige Tage vorher fand ein Mann seine Kuh, als er sie eben melken wollte, durch einen Schuß verwundet. Am hellen Tage auf offener Straße wurde nach einem Gerichtsdiener gefeuert. Die Kugel nahm einen seiner Finger weg. Mehrere Familien empfingen Drohbriefe. Mehrere Truppen marschirten aus, um beabsichtigte Angriffe auf das Eigenthum zu vereiteln. Ein einem Reichen gehörendes Schiff wurde in der Nacht sinken gemacht."

Eine Magistratsperson in Cavan wird am hellen Tage in seiner Kutsche neben seinen 3 Kindern sitzend erschossen. Er war ein Protestant. Die Protestanten begleiteten bewaffnet den Wagen, 3000 Mann stark, indeß sich die Katholiken in ihrer Kirche zur Selbstvertheidigung waffneten. Der katholische Geistliche wurde von den Protestanten angefallen und mußte flüchten.

In Balinghassing streiten sich Zweie. Die Polizei mischt sich hinein, das Volk auch. Die Wache wird mit Steinen geworfen und 10 Personen wurden erschossen, und eine Menge verwundet. In Folge dessen zogen sich alle reichen Leute der Gegend nach Dublin zurück.

Sowohl von den Richtern als auch von den Geschwornen empfingen einige Drohbriefe, die eben in keinem ausgesuchten Styl abgefaßt und mit den gewöhnlichen Emblemen des Todes bezeichnet waren. Der Berichterstatter bemerkt dabei folgendes:

"Als erster Geschworner und Magistrat würde es mir übel anstehen, wollte ich mich hierdurch als Allarmist zu erkennen geben. Es würde keines Weges patriotisch sein, wollte ich unsre Lage noch ärger darstellen als sie wirklich ist. Mit dieser Einleitung erkläre ich, daß wir mit schnellen Schritten von einem schlimmen Zustand in einen noch schlimmern übergehen. Die Straflosigkeit macht den Gesetzlosen noch kühner. Die wenigen Angeschuldigten auf unsern Listen und die große Zahl der begangenen Verbrechen verkündet laut der Welt, was wir durch unsre eigene bittere Erfahrung nur zu gut wissen, nämlich die Existenz einer furchtbaren Verschwörung in unserer römisch-katholischen Bevölkerung."

Bei einem nächtlichen Überfall einer Bande der Verschwörer, wobei einer vom Volke blieb und drei gefangen wurden, hörte man den Ruf: Nun ist es Zeit das verhaßte Joch abzuschütteln.

In Limerik wurde am hellen Tage nach einem Advokaten im Wagen geschossen.

Die Bürger von Armagh senden an den Lordlieutenant eine Bittschrift um Hülfe.

Die Grafschaft Tirone erhält eine Belobungsaddresse von den Noblen ihrer Ruhe wegen.

Zu Donegal zeigen sich die ersten Symptome von Drohbriefen. Der Magistrat erläßt eine Proklamation, in welcher er für den Wiederholungsfall mit einer Truppenverstärkung droht.

Dem verhaßten Grafen von Limerick fiel es in seinem Testamente ein, sein Leichenbegängniß in Limerick unter großem Pomp halten zu lassen. Von seinen Pächtern und Pächterleins begleiteten 1000 Mann den Leichenzug mit schwarzen Schürzen und Flor an den Hüten. Sie wurden vom Volke, das aus der ganzen Gegend herbeigeeilt war, mit betäubendem Geschrei empfangen. Man riß ihnen die Flore herunter und versprengte den ganzen Zug, die Lords mußten sich in die Häuser flüchten und 500 Mann der Vorsicht halber beorderte Truppen waren kaum im Stande, den Leichnam gegen die Volkswuth zu schützen und in die Kirche zu bringen.

Einen ähnlichen Leichenzug erhielt der Schloßvogt des bischöflichen Palastes William Busby. Das Volk griff das Haus an und die Polizei mußte den Leichnam begleiten. Das Geschrei war so arg, daß man die Leichenrede nicht verstehen konnte. Die Freunde des Verstorbenen mußten zu einer Seitenthür auf den Kirchhof gehen. Das Volk schrie fortwährend: Den alten Busby hat der Teufel geholt, den alten Dieb!

Kurze Zeit darauf wurde ein Haus verbrannt, in welchem gerade die Leiche einer Magistratsperson auf dem Paradebette ausgestellt war.

Daß die Polizei jedes Mittel erschöpft, was nur irgend zur Schwächung des irischen Übels Hoffnung in Aussicht stellt, das mag aus folgendem Beispiele ersehen werden:

Den 1. Juli 1845 wird der Magistrat O'Brien verlangt. Er fand in der Polizeibarracke einen Mann, welcher sich Thomas Collins nannte. Er gab ferner an, er sei aus der Grafschaft Clare gebürtig und ihm seien einige Häuser in Fermoy bekannt, in welchen sich verrätherische Dokumente befänden, die mit den jüngst Statt gehabten Verbrechen in Verbindung ständen. Er nannte die Namen von den Personen, welche die Residenz Lord Mounteschells angefallen hatten. Er bot sich an, Papiere an das Licht zu bringen, aus welchen sich ergeben würde, daß noch mehr Verbrechen im Embrio lägen, und nannte die Leute bei Namen, welche dazu beauftragt seien. Der Magistrat befahl darauf dem Menschen, die Polizei in ihren Nachforschungen zu begleiten, und die Verlegenheit, welche dieser dabei verrieth, erregte den Argwohn des erstern. Derselbe richtete an den Angeber einige Fragen in Bezug auf seine frühere Stellung als bezahlter Spion und ließ ihn, da diese ungenügend ausfielen, untersuchen, wobei es sich zeigte, daß alle oben angegebenen Dokumente sich in seinen Schuhen versteckt fanden. Der Magistrat ließ ihm sogleich Handschellen anlegen. Collins hatte bei sich eine Repeal-Karte und eine Medaille des Mäßigkeitsvereins.

Thomas Ogle wurde verhaftet, weil er Thomas Johnston verführen wollte, einen falschen Schwur gegen Loughlan abzulegen, um dadurch zu beweisen, als habe Loughlan den Johnston unter die Ribondmen aufgenommen; was in der That ihm nie in den Sinn kam. Dadurch sollte Loughlan zum Geständniß gebracht, und Ogle und Johnston sollten dafür bezahlt werden.

Gegen die Polizeibehörde von Dublin, oder wenigstens gegen ihre Repräsentanten des Spionensystems, lag um diese Zeit eine Klage vor, der Art, daß die vor einiger Zeit angeschlagene Aufforderung, die Reichen zu erschlagen, von ihr (der Polizei) selber ausgegangen sei.

Vier Mann fallen bei der Nacht ein Haus an; die Einwohner vertheidigen sich gut und machen einen Ausfall, wobei einer der Angreifenden gefangen wird. Später stellt es sich heraus, daß derselbe auf Befehl der geheimen Polizei so gehandelt habe. —

Nach diesen Berichten ließe sich nun schließen, daß nur wenige der Verschwornen den Behörden in die Hände fallen; indeß ist bei alledem die Zahl derer, die solcher Verbrechen angeschuldigt, transportirt und gehängt worden, doch auch schauderhaft groß. Ich sage absichtlich schauderhaft groß, denn fast jeder derartige Akt ist mit Betheurung der Unschuld des Opfers verknüpft, die sich meistens so energisch ausspricht, daß es einen Stein erbarmen könnte, geschweige denn einen Menschen. Es hat sich auch schon in einigen Fällen erwiesen, daß wirklich Unschuldige verurtheilt wurden. Besonders in letzter Zeit wurde an Vielen das Todesurtheil vollzogen. Eine auffallende Rolle spielt dabei die Geistlichkeit und eine dem Staate sehr gefährliche. Sie erklärt in den Kirchen die Gehängten für unschuldig und macht Märthyrer aus ihnen, wonach man sich der Muthmaßung kaum erwehren kann, daß die Geistlichkeit der Verschwörung nicht ganz fremd ist.

Da haben Sie nun in Miniatur eine getreue, aus officiellen Quellen geschöpfte Übersicht des irischen gesellschaftlichen Zustandes. Denken Sie sich was dort täglich geschieht in den mannichfaltigsten Variationen dieser Art, und immer reducirt auf Kampf, Gefängniß, Blut und Tod.

Die englische Presse sprach sich bisher fast durchgängig mit Abscheu und manche Blätter sogar mit einer Art Wuth gegen diese Mordthaten aus. Andere verhielten sich darüber schweigend. Um so auffallender war folgender Artikel des chartistischen Organs der „Northern Star," eine Wochenschrift mit 8000 Abonnenten, den ich der 12ten Nummer des Jahrgangs 1846 entlehne, und mit welchem Auszug ich diesen Artikel schließe:

„Man kann uns fragen, ob wir dieses Mordsystem billigen: Gerade soviel als wir die Zwangsbill billigen, nämlich so lange bis die Ursachen, welche den Mord hervorriefen, zerstört sind. Die gegenwärtige Zwangsbill

ist eine Kriegserklärung gegen Irland. Wir können die irischen Sklaven, die zu wilder Rache ihre Zuflucht nehmen, um so weniger tadeln, als sie kein anderes Mittel haben sich Gerechtigkeit zu verschaffen, um so weniger, als wir mit den muthigen Polen sympathisiren, welche auch gegen die Tyrannei einen blutigen Kampf begonnen haben, nachdem sie vergebens petitionirt und gebeten haben. Wir behaupten und fordern jeden auf uns zu widerlegen, daß die Regierung, welche die Ursache der Mordthaten heiligt, an dem Morden schuld ist und nicht die armen Irländer, die sich Gerechtigkeit verschaffen wollen. Wir haben uns dadurch, daß wir die Tyrannei der höhern Klassen an den Pranger geschlagen haben, ernste und unverschämte Verweise zugezogen. Manche Freunde und Verwandte gaben uns sogar die Ehre, uns dieser Ursache wegen ihre Freundschaft aufzukündigen; aber sollten wir auch alle solche Freunde und Verwandte verlieren, so werden wir doch trotz dem fortfahren, auf die wirklichen Mörder hinzuweisen."

Weltbegebenheiten.

April und Mai.

Preußen. Ebenso sicher, als das launische Aprilwetter alljährlich wiederkehrt, tauchen auch alle Jahre die Gerüchte über eine uns bevorstehende Verfassung wieder auf. In allen Zeitungen wird dann sehr ernsthaft und feierlich erörtert, wie diese Verfassung beschaffen sein werde und müsse, ob sie sich mehr dem nivellirenden konstitutionellen, oder dem historischen, organisch gegliederten ständischen Systeme nähern würde. Der eine Korrespondent ist dann immer noch besser unterrichtet, als der andere, alle Nebenumstände werden auf's Genaueste mitgetheilt, bis sich endlich alle diese Phantasien in Nichts auflösen, um im nächsten Jahre wieder glänzend herausgeputzt zu werden. So ist es auch heuer wieder gegangen. Die Verfassungsgerüchte schießen wieder auf, wie die Pilze. Die meisten Nachrichten stimmen darin überein, daß die beabsichtigte Verfassung oder die Erweiterung der ständischen Rechte sich auf eine strenge ständische Gliederung, auf eine Vertretung der vier Stände stützen solle, wie das in einer Schrift des Professors v. Lancizolle angedeutet sei, welche demnach als eine halboffizielle zu betrachten wäre. Im Staatsministerium soll eine lange Debatte über dieses Projekt geführt sein; am Ende wäre es mit einer Stimme Majorität durchgegangen. Der Haubtgegner des Planes wäre der Prinz v. Preußen gewesen, welcher wenigstens dringend verlangt hätte, man solle genau bestimmen, wie weit man die ständischen Befugnisse zu erweitern gedenke; die Regierung müsse offen und grade auftreten, denn es sei unter obwaltenden Umständen nicht wohlgethan, Hoffnungen zu erwecken, deren Erfüllung hernach wieder Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten darböte. Man soll Anfangs nur gelegentlich, nach jeweiligem Belieben die Provinzial-Stände als Reichsstände haben zusammenberufen wollen. Doch wäre namentlich durch den Widerstand des Herrn v. Boyen eine regelmäßige Versammlung alle

vier Jahre beschlossen. Ich kann und mag nicht entscheiden, ob und was an diesen Gerüchten Wahres sei. Möglich aber, sogar wahrscheinlich erscheint ein solcher Plan, wenn man hört, daß eine neue Staatsanleihe, welche gesetzlich bekanntlich nur mit Zustimmung der künftigen Reichsstände abgeschlossen werden kann, täglich nothwendiger wird. Wir sind allerdings bei dieser Angelegenheit nur indirekt interessirt. Denn weder die konstitutionelle Vertretung, welche die Geldaristokratie an's Ruder bringt, noch die ständische, welche die Sonderinteressen der Stände einander noch schroffer gegenüber stellt auf Kosten der Interessen der Menschen, können den Übeln abhelfen, an denen die gegenwärtige Gesellschaft krankt, und die Aufhebung der feindlichen Vereinzelung der Menschen, der Herrschaft des schnöden Mammons durch die Vereinigung und die freie menschliche Thätigkeit liegt uns nun einmal weit mehr am Herzen, als alle möglichen konstitutionellen und ständischen Verfassungen. Aber wie die Gesellschaft einmal besteht, werden wir den Durchgang durch eine konstitutionelle Verfassung nicht vermeiden können. Wir müssen die Herrschaft der Bourgeoisie auch durchmachen; diese Entwicklung ist durch die faktischen Zustände bedingt. Und es ist auch gut so. Nur wenn die Bourgeoisie durch eine unbeschränkte konstitutionelle Verfassung ihre Herrschaft begründen und sich ihre Gesetze selbst machen kann, ist eine großartige industrielle Bewegung möglich, wie die Geschichte von England zeigt. Dann tritt aber als Gegengewicht das bewußte Proletariat hervor, wie in England der Chartismus, und der Arbeiter, der bewußte Proletarier ist der handelnde Faktor der neuen Geschichte. In England ist ohne den Beistand der Chartisten schon keine große Maaßregel mehr durchzusetzen, wie sich das jetzt wieder bei Peel's Maaßregeln zeigte. Durch eine solche mächtige industrielle Bewegung wird die Krankheit der Gesellschaft, an der sie sonst hinsiecht, akut. Akute Krankheiten sind aber leichter heilbar, als chronische, wenn sie auch energische Mittel erfordern. —. Bei dem in der letzten Zeit oft sehr fühlbaren Geldmangel hat man es für nöthig gehalten, die Cirkulation des Geldes zu vermehren und zu erleichtern und es ist viel darüber diskutirt, ob dieser Zweck besser durch Staats- oder durch Privatbanken erreicht werden könne. Jetzt hat man sich für eine Erweiterung der königlichen Bank entschieden; sie soll für 10 Millionen Thaler Papiere ausgeben, die Bankkomptoirs in den Provinzen sollen vermehrt werden, dazu wird man Vorschläge über die Errichtung von Privatbanken weiter erwägen. Der Handelsstand scheint diese Maaßregel nicht für ausreichend zu halten. Zudem ist jetzt noch ein neues Bedenken gegen dieses Projekt laut geworden. Von manchen Seiten wird behaubtet, die Ausgabe des Bankgeldes sei eine indirekte Staatsanleihe und könne also nach der bekannten Verordnung über die Staatsschulden nicht ohne Genehmigung der Reichsstände beschlossen werden. Zwei der betreffenden Beamten sollen sich deßhalb geweigert haben, das Bankgeld zu zeichnen. Den Konstitutionellen werden diese Gründe sehr triftig erscheinen und es ist zu erwarten, daß die nächsten Provinzial-Landtage Protest gegen diese Vermehrung des Bankgeldes einlegen werden, wenn nicht bis dahin Reichsstände oder ein Surrogat für sie zusammen berufen sind.

Herr Professor Huber, Redakteur des „Janus“, einer der gewaltigsten Kämpfer für die „gute“ Presse, hat sich sehr darüber geärgert, daß die „schlechte“ Presse von seinen Plänen zur inneren Kolonisation gar keine

Notiz nehmen wollte; er meinte, wenn ein Mann, wie er, sich herabließe, die soziale Frage zu behandeln — fast hätte ich geschrieben mißhandeln —, so müßten wir armen Profanskribenten still in Andacht lauschen und entzückt Beifall klatschen. Nun läuft aber die ganze innere Kolonisation des Herrn Huber auf das englische Cottagesystem mit seinem liebenswürdigen Anhange, dem Trucksystem, hinaus. Herr Huber wird es uns deßhalb nicht verübeln, wenn wir uns mit solchen abgestandenen Vorschlägen nicht befassen mögen, wenn wir der unvorgreiflichen Ansicht sind, das der „Janus" trotz seiner zwei Gesichter sammt seinem Redakteur Nichts sieht und nicht weiß, wo der gegenwärtigen Gesellschaft der Schuh drückt, obwohl er Pech genug gehabt hat, um ein guter Schuster sein zu können. Jetzt ist er wieder mit einem Plan zur Organisation der Regierungspresse hervorgetreten. In der Haubtstadt soll eine Centralzeitung und in jeder Provinz ein Provinzialblatt erscheinen unter der Leitung von Redaktions- und Geheimen Redaktions-Räthen; mit diesen schweren Linienschiffen sollen dann die leichten Fahrzeuge der „schlechten" Presse total in den Grund gebohrt werden. Nun, wir sind's zufrieden und gratuliren Herrn Huber im Voraus zum Geheimen Redaktionsrath, hoffen aber, daß ihm dann die Fragen der Zeit, auf die es ankommt, nicht fürder ein Geheimniß bleiben werden. Gebt nur die Presse frei, eröffnet die Kampfbahn mit gleichem Wind und gleicher Sonne — und wir werden die Segel nicht ohne Kampf streichen; wir entern oder hängen uns als Brander an. Uns wird es sehr willkommen sein, wenn die „gute" Presse freier und geistvoller auftritt, als es bisher der Fall war. Ob der Plan des Herrn Huber ausgeführt wird, scheint mir zwar sehr zweifelhaft. Doch hört man, daß unter der Leitung des Geheimen Rath Brüggemann und der Professoren Heffter, Stahl, Lichtenstein und Pertz zu Berlin ein großartiges Blatt in's Leben gerufen werden soll, welches den Konservatismus strenge vertreten würde, ohne direkt von der Regierung abhängig zu sein. Es würde in der preußischen Presse etwa die Stelle einnehmen, welche das Journal des Débats in der französischen einnimmt. Wir würden den Kampf mit einem solchen Blatt gerne aufnehmen, trotzdem daß wir natürlich eine viel ungünstigere Stellung zur Censur haben würden, als jenes. Es ist aber gar zu langweilig, sich mit so trübseligen Gegnern, wie die bisherigen halboffiziellen Organe, die „Allgem. Preuß. Ztg.", der „Rhein. Beobachter" und dgl. herumzuschlagen. Der „Rhein. Beobachter" hat übrigens ein tragikomisches Schicksal gehabt. Er verdankte sein Bestehen bekanntlich nur den reichlichen Unterstützungen der Regierung. Seit man sich aber überzeugt hat, daß die konfessionellen Zänkereien, die Polemik gegen die rheinische Gesetzgebung und dgl. die Regierung keineswegs populair gemacht haben, sei tder „Beobachter" in der polnischen Angelegenheit so brutal auftrat und sogar die „Köln. Ztg." wegen ihrer Berichte über die Insurrektion als den „Moniteur der Revolutionaire" denunzirte, seit Herr Bercht in seinem ultrakonservativen Schulmeister-Amtseifer der Regierung Mangel an festen Prinzipien vorwarf, seitdem scheint er höheren Orts in Ungnade gefallen zu sein. Es ist deßhalb eine ernstliche Prüfung seines bisherigen Verhaltens verfügt, wie man sagt auf den Antrag des Oberpräsidenten Eichmann. Wahrscheinlich wird man ihn durch Entziehung seiner Alimente, ohne welche er nicht bestehen kann, eingehen lassen; vielleicht wird er auch nach Berlin verlegt und mit der „Allgem. Preuß.".

verschmolzen. Herr Bercht hat sich demuthsvoll in sein Schicksal ergeben und erklärt, indem er die beabsichtigte Prüfung seiner Haltung anzeigt, er wolle seine Feder gern niederlegen, wenn er damit dem Könige oder den Männern, denen er sein Vertrauen schenke, einen Dienst leisten könne. Ich glaube in der That, daß das der größte Dienst ist, den Herr Bercht leisten kann; seine Loyalität ist anzuerkennen. — Sehr lieb würde es uns auch sein, wenn neben der obenerwähnten konservativen Zeitung noch ein Blatt erschiene, welches offen und rücksichtslos die Interessen der Bourgeoisie verträte. Die „Köln. Ztg." ist mit zu viel Philantropie gespickt und die „Aachener Ztg." bewegt sich zu sehr in dem Gebiete eines idealen Konstitutionalismus, als daß sie als ächte, praktische Vertreter der Bourgeoisie gelten könnten. Die Gegensätze müssen an einander gerieben werden. Dann hätten wir alle unsere Gegner uns gegenüber stehen und der Kampf fördert die Entwickelung. Freilich wird die Bourgeoisie ein solches Blatt nicht eher stiften können, bis die Preßfreiheit proklamirt ist; denn die Interessen der Bourgeoisie sind so verschieden von denen der Regierung, als die unsrigen von denen der Bourgeoisie. —

Dr. Johann Jakoby zu Königsberg, dem man wegen zweier Broschüren „des königl. Wort Friedrich Wilhelm's III. „und Preußen im Jahr 1845" einen Prozeß gemacht hatte, ist vom Kriminal-Senat des dortigen Obergerichts wegen Majestätsbeleidigung und frechen und unehrerbietigen Tadels der Anordnungen im Staate zu 2½ Jahr Festung verurtheilt. Die Nationalkokarde ist ihm jedoch nicht abgesprochen, weil selbst das Urtheil anerkennt, daß seine Vergehen nicht aus unpatriotischer Gesinnung hervorgegangen sind. Das Urtheil macht großes Aufsehen und man erwartet sicher, daß es in zweiter Instanz abgeändert wird. — In Berlin wurde gegen Jemanden wegen eines Zeitungsartikels, den das Obercensurgericht zum Drucke verstattet hatte, eine Injurienklage angestellt und das Stadtgericht verurtheilte denselben. Das Urtheil nennt die Entscheidung des Obercensurgerichts unerheblich, weil dieses nur zu erwägen habe, ob der Artikel gegen die Censurinstruktion verstoße, oder nicht. Das ist jedenfalls seltsam. Nach der Censurinstruktion darf Nichts zum Druck verstattet werden, „was auf die Kränkung der persönlichen Ehre und des guten Namens Anderer abzielt." Nun ist aber das Obercensurgericht die oberste Instanz in Preßangelegenheiten; wenn dieses keine Beleidigung in einem Artikel findet, den ich seiner Censur unterworfen habe, wie kann ich dann hernach noch trotz dieser vorgängigen Censur vor das Forum eines anderen Gerichts gezogen werden? Dieser Schutz sollte doch einer censirten Schrift gewährt sein. Der Verurtheilte hat an das Kammergericht appellirt und dieses wird jetzt entscheiden, ob der Spruch des Obercensurgerichts von einem anderen Richterkollegium umgestoßen werden kann, oder ob es wirklich die oberste Instanz in Preßangelegenheiten ist. — Die Leser erinnern sich noch wohl des Prozesses zwischen dem Kriegsrath Loest und dem Probst Brinkmann zu Berlin. Loest hatte den Probst wegen einer Rede voll heftiger Ausfälle gegen den Protestantismus scharf angegriffen und war darauf von demselben wegen Injurien verklagt. Das Kammergericht hat Loest jetzt völlig freigesprochen. „Mißbilligung tadelnswerther Handlungen, sagt das Urtheil, sei keine Injurie; es sei um so mehr Pflicht, solche Handlungen, wie sie der Probst Brinkmann sich habe zu Schulden kommen

lassen, öffentlich zu rügen, wenn die Staatsregierung Nichts zur Abstellung solchen Unfugs thue. Denn daß der Probst Brinkmann sich erlaubt habe, gemischte Ehen als Konkubinat zu bezeichnen, sei eine Auflehnung gegen die weltlichen Gesetze." Das ist allerdings sehr klar; nur ist dann nicht zu begreifen, daß wegen solcher Auflehnung gegen die weltlichen Gesetze nicht **ex officio** eine Untersuchung gegen den Probst Brinkmann eingeleitet wird. — Gegen den Literaten, Herrn Eichholz, ist wegen seines Buches "Schicksale eines Proletariers "wirklich der Prozeß eingeleitet. Ich begreife nicht, worauf man diese Anklage gründen will. Aber freilich, dem Ankläger passirt schlimmsten Falls Nichts, als daß er mit seiner Anklage abgewiesen wird. Für den Angeklagten hat die Sache allerdings mancherlei andere Unannehmlichkeiten. — Buhl ist wegen seines Buchs "das Privilegium des Grundbesitzes" und wegen der "Berliner Monatsschrift" zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. —. Das Obercensurgericht hat einen Tendenzprozeß gegen die "Triersche Zeitung eingeleitet. Seltsam! Gegen eine censirte Zeitung, welche Nichts in ihre Spalten aufnehmen kann, was nicht vor den strengen Augen des Censors Gnade gefunden hat, wird ein Prozeß wegen strafbarer Tendenz eingeleitet! Wozu ist denn die Censur? Hoffentlich ist dieser erste Tendenzprozeß auch der letzte. Die Kritik, die öffentliche Meinung sind die einzigen kompetenten Richter über die Tendenz eines Blattes. — Das öffentliche Ministerium hat gegen das den Oberprokurator Leue freisprechende Erkenntniß, welches im ganzen Rheinland mit so großem Jubel aufgenommen wurde, auf Cassation angetragen. So wird nun die Sache vor dem Revisionshofe verhandelt werden und zwar in öffentlicher Sitzung, welche Leue bekanntlich in der vorigen Instanz nicht zu erlangen vermochte. Man zweifelt nicht, daß das Cassationsgesuch verworfen werde. — Der rheinische Landtagsdeputirte Brust ist von der Anklage auf Gewohnheitswucher auch von der Appellationskammer zu Koblenz ehrenvoll freigesprochen. — Der Debit der Verlagsartikel der Fröbel'schen Buchhandlung zu Zürich, bei welcher auch Arnold Ruge betheiligt ist, ist gänzlich verboten. Auch Österreich hat, wie wir sehen werden, ein solches Interdikt gegen einige Leipziger Buchhandlungen geschleudert. —.

Das Urtheil über die Theilnehmer an der s. g. kommunistischen Verschwörung im Hirschberger Thale, welche im vorigen Jahre so viel von sich reden machte und in welche bekanntlich auch Schlöffel verwickelt sein sollte, ist jetzt gesprochen. Schlöffel ist von der Anklage auf Hochverrath, Verschwörung völlig freigesprochen. Die Anklage auf Erregung von Mißvergnügen weis't das Kammergericht als nicht zu seinem Ressort gehörig zurück. Schlöffel hat eine Abschrift des Urtheils verlangt, die ihm schwerlich gegeben wird, wie sie auch Jakoby verweigert wurde. Das Urtheil soll sehr interessant sein namentlich durch die Beleuchtung der Wirksamkeit des Herrn Stieber und der Denunziationen eines ritterlichen Gutsbesitzers gegen Schlöffel. Im Übrigen ist es so strenge ausgefallen, wie es wohl schwerlich Jemand erwartet hatte. Einer ist zum Beil verdammt, zwei zu 6 Jahr Gefängniß, zwei andere zu 5 Jahr, weil sie um die hochverrätherischen Pläne gewußt ohne Anzeige davon zu machen, zwei sind vorläufig freigesprochen. Man wird wohl seiner Zeit die Thatsachen erfahren, auf welche diese strengen Urtheile sich stützen; bis jetzt hatte sie wohl Niemand für so wichtig angesehen. Vollzogen wird zwar die Todesstrafe wohl nicht werden; vielleicht

wird das Urtheil auch in zweiter Instanz gemildert. Aber wir hatten gehofft, daß wir nicht wieder an jene Zeiten erinnert werden würden, wo wegen Studentenverbindungen, wegen der Burschenschaften auf Todesstrafe und lebenslängliches oder 20 — 30jähriges Gefängniß erkannt wurde. — In der aufgeregten Zeit der dreißiger Jahre, wo die politischen Revolutionen und Revolutiönchen wie die Pilze aus der Erde schossen, war das begreiflich. Heute sollte man billig den Verschwörungen einiger beschränkter Köpfe keine solche Wichtigkeit mehr beilegen. Verschwörungen sind heut zu Tage schon in der Geburt todt, sie haben sich überlebt. „Die Zukunft ist nicht mehr hinter einer Barrikade“, sagen selbst die französischen Arbeiter, seit sie Kommunisten geworden sind. Wer irgend in das Wesen der sozialen Frage eingedrungen ist, wer sich nur eine halbwegs klare Vorstellung von der Verwirklichung sozialer Reformen machen kann, der wird wahrlich nicht zu einer Verschwörung schreiten, sondern sie verlachen und weit von der Hand weisen. Auf dem Markte des Lebens im hellen Sonnenlichte streuen wir die Körner aus, aus denen wir eine schönere Zukunft hervorsprießen zu sehen hoffen. Wir wollen dem Menschen sein eigenes, ihm entäußertes Wesen wiedergewinnen, wir wollen das Volk zum wahren Menschenthume heranbilden und dem Menschen Raum zu einer menschlichen Existenz schaffen. Wir wissen aber sehr wohl, daß wir das am allerwenigsten vermögen, wenn wir uns wie Spinnen in die Netze einer Verschwörung vergraben. Damit kann man einen politischen Handstreich machen, aber kein soziales Prinzip verdrängen und ein anderes an seine Stelle setzen. Diese Entwickelung muß von innen heraus kommen, dann bleibt die Praxis nicht hinter der Theorie zurück, wie das bislang bei allen politischen Revolutionen der Fall war. Darum ist auch der Sozialismus diesen politischen Handstreichen durchaus abhold oder verhält sich wenigstens sehr passiv gegen sie. — Vor einiger Zeit meldete ein Berliner Zeitungskorrespondent, Herr Beta, den Blättern, für welche er schreibt, daß in Berlin dermalen 3 Lehrer in Folge ihrer gedrückten Verhältnisse wahnsinnig geworden wären. Die „gute“ Presse, die „Literarische Ztg.“ an der Spitze, fiel erbittert über diese Nachricht her, welche ihren behaglichen Optimismus zu stören drohte, und bezeichnete sie als müßiges Konditoreigeschwätz, wenn nicht gar als eine perfide Verläumdung, als eine böswillige Unterwühlung der bestehenden Vortrefflichkeiten, an welchen Verläumdungen und Unterwühlungen bekanntlich die „schlechte“ Presse immer ihr besonderes Vergnügen habe. Mit dieser Berichtigung, wie vornehm sie auch that, ist es nun gegangen, wie mit vielen anderen vorher; sie hat sich als gänzlich unbegründet erwiesen und das gemeldete Faktum ist durchaus wahr. Der Lehrer Ferd. Schmidt theilt zur Rechtfertigung des Herrn Beta die Namen der 3 wahnsinnigen Lehrer mit und meldet zugleich, daß seitdem noch ein vierter in Wahnsinn verfallen sei, der sich jetzt in der Charité befände. — Derselbe Herr Schmidt hat sich viele Mühe gegeben, Volksbibliotheken in's Leben zu rufen. Sie sollten mit den Armenschulen in Verbindung gesetzt werden und man hoffte so durch passende Lektüre auf Bildung und Geschmack des Volkes einwirken zu können. Der Plan ist an der Abneigung des Provinzial-Schulkollegiums und des Oberpräsidenten gescheitert. Man schien zu fürchten, daß der den Bibliotheken vorgesetzte Lehrer einen überwiegenderen Einfluß gewönne, als die verfassungsmäßigen Behörden, obgleich ein Schulrath ständiges Mitglied des

Vorstandes sein und das Verzeichniß der anzuschaffenden Bücher höheren Ortes zur Genehmigung vorgelegt werden sollte. Wann wird man doch aufhören, jeden nicht von der Behörde ausgehenden Schritt zur Bildung des Kopfes und des Herzens des Volkes mißtrauisch zu betrachten oder gar für staatsgefährlich anzusehen. — Auch die von Diesterweg in's Leben gerufene Pestalozzi-Stiftung, durch welche arme Kinder in einer zu gründenden Anstalt nach den Grundsätzen jenes großen Mannes erzogen werden sollen, erfreut sich nicht des Beifalls des Königs, obgleich die Idee im Volke vielen Anklang fand. Der König versagt durch eine Kabinetsordre an Diesterweg dieser Stiftung seine Unterstützung, „weil die auf eine anstößige Weise lautgewordenen Grundsätze nicht die christliche Liebe und Selbstverläugnung zeigten, zu welcher Pestalozzi, wie der König von ihm selbst wisse, in seinem späteren Alter gelangt sei, weil man deßhalb keine Bürgschaft dafür habe, daß das Vorhaben zum wahren Heile des Volkes gereiche." Die laut gewordenen Ansichten stehen allerdings mehr auf dem Boden des Humanismus, als auf dem der Dogmatik, des orthodoxen Glaubens. Der Verein will, unbekümmert um die Dogmatik, um die Konfession die menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten der Kinder wecken und ausbilden und ich meine, daß dadurch mehr für das Wohl des Volkes geschehe, als durch den allereifrigsten Glaubenshelden, welcher dem Himmel und dem Glauben zu Ehren das Wesen des Menschen und seine Bestimmung für diese Welt am zornigsten verläugnet. Auch ist die Existenz der angeregten Stiftung durch die bereits gezeichneten Beiträge ziemlich gesichert. — Die Klagen über die traurige Lage der Lehrer haben doch endlich einigen Erfolg gehabt; sie wird dieses Jahr wenigstens um ein Kleines verbessert werden. Der König hat 45000 Thaler bewilligt, durch welche die Gehälter der Lehrer, welche unter 100 Thaler betragen, bis auf diese Summe erhöht werden sollen. Ein Gehalt von 100 Thaler ist freilich wenig und es ist kaum zu begreifen, wie ein Lehrer mit Familie davon seine Ansprüche an das Leben befriedigen soll; aber es gibt freilich noch Länder, wo die Lehrer noch viel schlechter gestellt sind. In Hannover z. B. soll es noch viele Lehrerstellen geben, welche nicht über 30 Thaler eintragen, wo sich also ein Knecht viel besser steht, als der Erzieher des Volkes. Man wird aber hoffentlich bei dieser kleinen Erleichterung nicht stehen bleiben. Die erste Bedingung, dem Lehrer Kraft und Freudigkeit zu seinem schweren und wichtigen Berufe zu geben, ist Befreiung von den drückendsten Sorgen um seine äußere materielle Existenz. Im Kampfe mit solchen Sorgen erlahmt die geistige Kraft, wird die Unabhängigkeit des Mannes, die dem Lehrer so nöthig ist, völlig erstickt. —

Ich berichtete schon, wie sich in den Kommunalangelegenheiten der guten Stadt Münster ein regeres Leben entfalte, wie das „junge Münster" nicht mehr Alles gutheißen wollte, was das alte that, wie es in der Stadtverordneten-Versammlung lebhaften Widerspruch fand, als man die Entdeckung machte, daß es einem altmünsterschen Referenten beliebt hatte, aus einem Oberpräsidial-Reskripte einen wichtigen Passus nicht mit vorzulesen, wie endlich 13 konservative Stadtverordnete ihre Stellen aufgeben wollten und erst durch Befehl der Regierung zur Beibehaltung derselben gezwungen werden mußten. Die beiden Parteien der Stadtverordneten-Versammlung haben über alle diese Dinge einen Zeitungskrieg geführt, woraus man sehen kann, daß das altmünstersche Stadtpatriziat ebenso engherzig ist und ebenso wenig

etwas gelernt hat, als die übrigen Patriziate. Vor der Hand hat Altmünster im Stadtrathe aber die Oberhand, d. h. bis zu den nächsten Wahlen. Ein sehr bescheidener Antrag der jungmünsterschen Partei, nicht etwa auf Öffentlichkeit der Sitzungen, sondern nur auf vorherige Bekanntmachung der Berathungsgegenstände im „Merkur" fiel mit 14 gegen 13 Stimmen durch. Der konservative Referent meinte, dadurch würde nur die Neugierde gereizt und Wirthshausgeschwätz veranlaßt und außerdem müßte ein münster'scher Stadtverordneter bei jeder Angelegenheit sogleich au fait sein und sich nicht erst anderswo, als in der eigenen Brust, Raths erholen wollen; sonst sei Referent auch ein Freund der Öffentlichkeit. Man wird gestehen, daß er diese seine Neigung sehr kunstreich verborgen hat und folglich in hohem Grade die schöne Tugend der Selbstbeherrschung besitzen muß. — Die Berliner Stadtverordneten wollten, wie sie dazu durch einen Paragraphen der Städteordnung berechtigt sind, den Herren Hengstenberg, Graf Redern u. a. wegen Nichttheilnahme an den öffentlichen Ausflüssen des Kommunallebens gewisse politische Bürgerrechte entziehen und sie zur Strafe mit einer höheren Steuer belegen. Es ist das ganz gerecht und konsequent. Das Kommunalleben kann nicht gedeihen, wenn der Bürger seine Pflichten gegen die Stadt nicht zugleich als Ehrenrechte betrachtet. Thut er das nicht, so muß er wegen versäumter Pflicht bestraft werden und das aus erfüllter Pflicht hervorgehende Recht wird ihm entzogen. Der Magistrat zu Berlin protestirt aber gegen den Beschluß, weil er darin eine Verletzung des Anstandes und der Konvenienz findet. Wären die betreffenden Personen arme Teufel, so würde der Magistrat wahrscheinlich weniger skrupulös in Bezug auf den Anstand sein; zudem hat die Ausführung eines positiven Gesetzes nirgend auf Anstand oder Konvenienz Rücksicht zu nehmen. Die Stadtverordneten haben auch auf ihrem unanständigen Beschluß beharrt. Sie haben wirklich 6 Bürgern auf 6 Jahre die Ehrenrechte entzogen. Nur den Grafen Redern vermochte der Magistrat von diesem Schicksal zu retten. — In der Rheinprovinz wird jetzt bei der Einführung der Gemeinde-Ordnung der Wahlcensus festgesetzt. In den meisten Orten, mit Ausnahme von Bonn, haben die Stadträthe die niedrigeren Sätze von 2—300 Thaler beantragt. Es scheint jedoch, als wenn die Regierung darauf nicht eingehen wollte. Für Koblenz ist als Minimum der Satz von 400 Thaler festgesetzt. —.

Der lichtfreundlichen Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche scheint die Regierung jetzt feindlicher entgegentreten zu wollen. In einer Kabinetsordre, die Wahl der Superintendenten betreffend, werden die betreffenden Wahlkollegien bedeutet, „nur auf kirchlichem Boden stehende Geistliche zu wählen, weil nur solchen die Königl. Bestätigung ertheilt werden würde; denn es hätten sich unter Verkennung ihres Amtseides sogar Geistliche an den Angriffen auf die Lehre und Disziplin der evangelischen Landeskirche betheiligt." Und der Oberpräsident von Preußen, Herr Bötticher, erklärt der freien evangelischen Gemeinde zu Königsberg, er könne ihre staatliche Anerkennung nicht bevorworten, weil er ein positives Glaubensbekenntniß, ein sicheres Kriterium der Christlichkeit d. h. die Berufung auf Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist bei ihrer Sekte nicht fände. Auch ist den Oberlehrern Bender und Witt zu Königsberg von dem Provinzial-Schulkollegium der Geschichtsunterricht abgenommen, weil sie zur freien evangelischen Gemeinde gehörten. Soll etwa künftig, wie in Baiern, die

Geschichte nach den Konfessionen gelehrt und zugeschnitten werden? Somit wird den Lichtfreunden wohl Nichts übrig bleiben, als aus der evangelischen Landeskirche auszuscheiden, wozu Wislicenus und die Entschiedenen längst entschlossen sind; Uhlich aber, der nicht zum Bewußtsein des Gegensatzes zwischen Glauben und Wissen gekommen ist, der auf dem flachen Standpunkte des Rationalismus steht, wird mit der Masse der protestantischen Freunde in der Kirche verbleiben, damit sie ihres Antheils am Kirchenvermögen nicht verlustig gehen. Wislicenus ist unterdessen wirklich abgesetzt troz der gediegenen Vertheidigung Eberty's und zwar, wie das Urtheil sagt, nicht wegen seiner theologischen Ansichten, sondern wegen Verletzung seiner Dienstpflicht gegen die evang. Landeskirche; um etwas Anderes handle es sich nicht. Durch dieses Urtheil wird die Sache allerdings der Entscheidung näher gebracht und der Austritt der Lichtfreunde um so nothwendiger. Allen diesen Wirren wird die nun eröffnete Reichssynode schwerlich abhelfen; sie ist zusammengesetzt aus den Oberpräsidenten, aus den Generalsuperintendenten, den Domgeistlichen, den Präsidenten der Konsistorien, den Abgeordneten der Universitäten, und damit auch der Laienstand vertreten scheine, aus drei kirchlichen Laien, welche jede Provinzial-Synode zu wählen hat. Es ist einleuchtend, daß die Beschlüsse dieser Versammlung ganz im Sinne der orthodoxen Partei ausfallen werden. Die Berliner Universität hat Hengstenberg gewählt. Wenn die Verhandlungen der Mühe lohnen und nicht gar zu langweilig werden, theile ich sie seiner Zeit mit; d. h. wenn man etwas davon erfährt, da die Mitglieder bei ihrem Amtseide verpflichtet sein sollen, vorläufig Nichts in's Publikum zu bringen. Vor der Hand wird in den Kirchen für die Erleuchtung der Synode gebetet. —

In Aachen hätte zu Ostern fast eine Revolution stattgefunden, weil die Bäcker ihren Kunden nicht wie früher ein Brödchen, den Poschweck, schenken wollten. Da entstand Straßenauflauf, Fenstereinwerfen, bis die Regierung den Bäckern befahl, den Poschweck wie sonst zu verabreichen. Wie kann man Jemanden ein Geschenk anbefehlen? Ist das nicht ein Eingriff in das Vermögen eines Anderen, wenn auch zu Gunsten des Bestehenden? —.

Der Stadtgerichtsrath Simon zu Breslau, bekannt durch seine Opposition gegen das Gesetz über die Absetzung der Beamten auf dem Disciplinarwege vom 2. März 1844, so wie durch seine scharfe Polemik gegen den ehemaligen Justizminister v. Kamptz, der sich zum Vertheidiger dieses Gesetzes aufwarf, hat seine Entlassung aus dem Staatsdienste genommen. Er hielt die Unabhängigkeit des Richters durch dieses Gesetz für zu sehr gefährdet, als daß er hätte in seinem Amte verbleiben mögen, und rechtfertigt seine Ansicht und seinen Schritt vor dem Publikum in einer ausführlichen Darlegung seiner Gründe. Jedenfalls ist es ehrenhaft, die äußere Stellung der innern Überzeugung zu opfern, und wenn der Beamtenstand lauter so unabhängige Männer zählte, so würden wir weniger büreaukratische Übergriffe zu beklagen haben. Auch hat es Herrn Simon nicht an Zeichen der Anerkennung gefehlt, obgleich man begreiflicher Weise höheren Orts seinen Schritt nicht eben wohlgefällig vermerkt hat. Herr Simon hat auch einen Sparverein angeregt und hofft dadurch die Lage der arbeitenden Klassen zu erleichtern. Der Verein hat den Zweck, Lebensmittel im Großen einzukaufen, um sie den Arbeitern für den Betrag seiner Einlagen wieder

zum Einkaufspreise zu verkaufen, sie also besser und wohlfeiler zu liefern, als sie bei'm Krämer zu haben sind. Wer 8 Thlr. eingelegt hat, kann zudem gegen baare Zahlung noch für 10 Thlr. Lebensmittel zu demselben Preise erhalten. Der Verein ist gut gemeint, wird aber, wie alle solche philantropische Versuche, an dem Elende in der Gesellschaft Nichts ändern. Derjenige, der der Hülfe am meisten bedarf, kann überhaubt Nichts sparen; er lebt rein von der Hand in den Mund und hat auch dann kaum genug, um seinen Hunger nothdürftig zu stillen. Und wenn er etwas mehr hätte, soll er sich denn nach seiner saueren Arbeit gar keine Freude, keine Erholung gönnen? Zu Hause in seiner dumpfen Wohnung kann er sie nicht finden; er muß sie außerhalb suchen, er sehnt sich, wie jeder Mensch, nach Gesellschaft, er bedarf der Aufregung, der Stärkung, und dazu braucht er Geld. Freilich ist man in unserer gottesfürchtigen und geldsüchtigen Zeit sehr geneigt, jede Erholung des Arbeiters als leichtsinnige Verschwendung auszuschreien, aus der allein sein Elend entspringe. Das ist Dummheit oder Heuchelei oder beides! Der Arbeiter ist auch ein Mensch, ist auch zur Freude geboren; und er fördert seine Bildung und seinen Charakter wahrlich besser, wenn er in Gesellschaft von andern Menschen Erheiterung sucht, als wenn er jeden Pfennig in die Sparkasse trägt und sich jeden Genuß versagt. Die anstrengende Arbeit von 12—16 Stunden verthiert den Menschen, wenn er nicht auf andere Weise seine Spannkraft erhält. Solche verkümmerte, willenlose Menschen sind freilich für die Arbeit noch brauchbar und der Bourgeois schätzt sie deßhalb sehr als brauchbare Maschinen; wir verlangen aber mehr für den Menschen. Und was hilft dem Arbeiter am Ende sein sauer ersparter Groschen? So viel, daß er eine Krankheit, eine arbeitslose Zeit sorgenlos überdauern kann, vermag er nicht zu sparen. Er hat also Nichts gewonnen, als daß er einige Tage später der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfällt! Eine schöne Belohnung für jahrelange Entbehrungen auf Kosten seiner Gesundheit, für die Erstickung des mächtigsten Triebes des Menschen, des Triebes nach Gesellschaft! Seid ehrlich, ihr Herrn! Wer den Menschen im Arbeiter nicht ganz ersticken will, der lege ihm keine übermenschlichen Entbehrungen auf, der muthe ihm nicht zu, jeder Freude des Lebens zu entsagen, der sorge vielmehr nach seinen Kräften für eine Organisation der Gesellschaft, wo Jedem menschliche Arbeit und mit ihr und durch sie menschlicher Genuß, menschliche Existenz zugetheilt wird! —.

Wie sehr in den höheren Regionen noch das büreaukratische Element selbst in Bezug auf die Industrie, die doch nur durch eigene Thatkraft gedeihen kann, vorwaltet, wie empfindlich man es als eine Anmaßung zurückweist, wenn die Unterthanen, in specie die Industriellen, die Initiative bei irgend einer Maaßregel ergreifen, mag folgender Vorfall beweisen. Mehrere angesehene rheinische Gewerbtreibende hatten dem Finanzminister Flottwell eine Memoire überreicht über die Art und Weise, wie nach ihrer Ansicht der überseeische Schiffahrtsverkehr des Zollvereins gehoben und geordnet werden könne. Herr Flottwell antwortete ihnen in dem hochfahrenden büreaukratischen Tone, den er auch als Oberpräsident von Posen so gern anwandte: „Diese Fragen lägen bereits zur Erörterung vor und die Mittheilung wäre um so überflüssiger, weil die Presse schon Alles darüber gesagt hätte, was darüber zu sagen wäre. Zudem sollten die Antragsteller lieber an die Vervollkommnung ihres eigenen Gewerbes, als an solche Dinge

denken.“ Die Industrieherrn antworteten denn auch ziemlich gereizt: „Eine solche Vervollkommnung, der sie übrigens mit allen ihren Kräften nachstrebten, sei nicht möglich ohne Erwägung der volkswirthschaftlichen und internationalen Verhältnisse. Es sei ihnen zwar sehr angenehm, daß der Herr Minister die Presse so hoch stelle und so sehr beachte; trotzdem würden die Antragsteller es bei vorkommender Gelegenheit für ihre Pflicht halten, ihre Ansichten wiederum mitzutheilen.“ Herr Flottwell schrieb darauf einige Worte von „Mißverständniß,“ und „es sei nicht seine Absicht, solche Mittheilungen zu hindern, das liege nicht in seinem Schreiben“ u. s. w. Diese nachträglichen Entschuldigungen kommen aber so unwillig heraus, daß sie fast den Eindruck des Gegentheils machen. Die Bourgeoisie wird aber hieraus wieder sehen, daß an einen mächtigen Aufschwung der Industrie nicht zu denken ist, so lange die Büreaukratie ihr auf diese Weise entgegentritt, und sie wird deßhalb um so eifriger nach der ihr Regiment begründenden Konstitution streben. Und in der That ist die preußische, besonders die rheinische und westphälische Bourgeoisie mit der Zeit mächtig genug, um ihren Wünschen Geltung zu verschaffen. —.

Außer einigen unbedeutenden Straßenaufläufen in Kosten, Krotosczyn bei der Verhaftung Geistlicher ist die Ruhe in Posen nicht weiter gestört. Die Soldaten, welche bei jenem nächtlichen Tumulte die Führer der Bauern niederschossen, haben eine Belohnung erhalten. Man hat eine schärfere Überwachung der Presse für nöthig gefunden; die Monatsschriften sind konzessionspflichtig und die Bücher über 20 Bogen müssen ebenfalls der Censur unterworfen werden. Die Kerker füllen sich täglich noch mehr; ganz kürzlich wurde in Posen unter andern wieder einer der ausgezeichnetsten dortigen Ärzte, Dr. Matecki, verhaftet; im Walde zwischen Mirow und Komornik fand man 4 Insurgenten häuslich unter der Erde eingerichtet, darunter den Schlossermeister Lipinski, der kürzlich mit 3 andern aus dem Gefängniß zu Posen entflohen war. Die Untersuchungen sind in vollem Gange; viele Verhaftete werden auch sehr bald wieder freigegeben. Leider melden einige Blätter, z. B. die „Danziger Ztg.,“ daß die Polen von einigen Unterbehörden sehr hart behandelt würden, daß namentlich ein Landrath v. Grävenitz einen Insurgenten, der seinen Namen nicht angeben wollte, dermaßen habe prügeln lassen, um Geständnisse von ihm zu erpressen, daß der Unglückliche in Folge dessen gestorben sei, ohne irgend etwas auszusagen. Eine Berichtigung stellt das Faktum nicht in Abrede, erklärt es nur für sehr unwahrscheinlich und räth, das Resultat der sofort eingeleiteten Untersuchung abzuwarten. Ganz gut, wenn nur Themis nicht blind wäre! Erweis't sich aber das Faktum wahr, so müßte eine solche empörende Barbarei, die in ganz Europa einen furchtbaren Schrei der Entrüstung hervorrufen wird, auf das schärfeste von der Regierung gestraft und gebrandmarkt werden, damit der Schimpf nicht auf sie falle, sondern auf den Exekutor. Dieses Gerücht schon und die Auslieferung der gefangenen Insurgenten an Rußland haben die Sympathien der Polen für Preußen, die sich so deutlich zeigten und so gut hätten benutzt werden können, schnell erstickt. Denn die Hoffnung, die Auslieferung würde nicht stattfinden, hat sich leider nicht bestätigt. In Breslau wollte man den König durch eine Petition um Zurücknahme des Befehls zur Auslieferung bitten, weil die Polen als Kriegsgefangene unmöglich mit in dem Kartellvertrage begriffen sein könnten. Der

Oberpräsident v. Wedell rieth zu Petitionen Einzelner, weil der König die Kollektivpetitionen nicht liebe; bis zur Antwort wolle er die Auslieferung aufschieben. Diese Schritte scheinen aber nicht den gehofften Erfolg gehabt zu haben. Außer einigen Auslieferungen in Posen sind von der Festung Kosel schon 2 Transporte ausgeliefert, der letzte von 130 Mann. Ihr Schicksal ist vorauszusehen; Knute bis zum Tode, und wenn sie die Exekution überleben, die sibirischen Bergwerke. Der Anblick der Auslieferung soll herzzerreißend gewesen sein. Mehrere der Gefangenen, die für einen Augenblick die Wachsamkeit der begleitenden Soldaten täuschen konnten, stürzten sich in's Wasser, um ihrem Leben wenigstens ohne Qualen ein Ende zu machen. Kurz nachher gelang es 7 Insurgenten-Offizieren von Neisse zu entfliehen. Drei wurden alsbald wieder ergriffen und ausgeliefert. Von ihnen ist Jankowski, ehemaliger russisch-polnischer Offizier, sogleich an der russischen Gränze noch in Gegenwart der preußischen Beamten gehängt; nach einigen Nachrichten wurde ihm vorher die rechte Hand abgehauen. Der 18jährige Bienkowski wurde in Ketten nach Sibirien geschleppt. Nicht lange nachher wurde noch einer der Flüchtlinge, Lissowski, in Berlin wieder ergriffen und nach Neisse geschickt, um von dort ausgeliefert zu werden. Da sein Schicksal als ehemaliger russisch-polnischer Offizier nicht zweifelhaft ist nach solchen Vorgängen, so wird er Alles aufbieten, seinen Feinden nicht lebendig in die Hände zu fallen. Er versuchte gleich bei der Abfahrt mehrmals, sich aus dem Wagen zu stürzen. Möge er den Tod finden, den er sucht! Aber diese Auslieferung ist ein böses Blatt in Preußens Geschichte. Hat doch nicht einmal das kleine Sachsen den Diktator Tyssowski ausgeliefert; es hat nur das bei ihm vorgefundene Geld zurückerstattet und einem österreichischen Beamten erlaubt, bei den Verhören zugegen zu sein. Tyssowski wird als Staatsgefangener auf Königsstein sehr anständig behandelt. Hoffentlich wird man aber jetzt Nichts mehr von Auslieferungen hören; denn in den letzten Tagen sind die 10 noch übrigen polnischen Offiziere von Neisse entflohen. Mögen sie bald und sicher ein gastfreundliches Land erreichen! Möge Preußen den 3 noch im Lazareth zurückgebliebenen Polen das durch die Krankheit verschonte Leben nicht durch russische Henker nehmen lassen. Sonst hätte man die Unglücklichen ohne Arzt und Pflege sollen sterben lassen, damit die Milde nicht Grausamkeit werde. —.

Sachsen. Die Kommission der Kammer hat ihren Bericht über die Leipziger Ereignisse vom 12. Aug. erstattet. Die Majorität derselben findet keine Umgehung der Gesetze in dem Herbeirufen des Militairs und in dem Gebrauch der Schußwaffen, so daß es also gleichgültig sei, zu ermitteln, von wem der Befehl zum Feuern gegeben sei. Wir hofften, daß die Kammer diese Gleichgültigkeit nicht theilen, sondern der Minorität der Kommission beitreten würde. Diese tadelte nämlich unumwunden das verfassungswidrige Verfahren der Behörden, besonders die durch Nichts gerechtfertigte Verdrängung der Kommunalgarde durch das Militair. Aber diese Hoffnung war eitel; die sächsische Kammer hat bewiesen, daß man Alles von ihr erwarten kann, nur keinen bestimmten Beschluß. Sie steht zwischen den beiden Gutachten, wie Buridans Esel zwischen Heu und Stroh. Sie verwarf das Gutachten der Majorität, aber — o Wunder! sie verwarf auch das Gutachten der Minorität. Wird man nun eine neue Kommission

ein neues Gutachten abgeben lassen, oder wird die Sache auf sich beruhen bleiben? Wahrscheinlich letzteres! Den Deputirten, welche für das Gutachten der Minorität gestimmt haben, sind übrigens unterschiedliche Festessen gegeben; damit wird die Sache denn wohl am Ende sein. Wer den Befehl zum Schießen gegeben habe, warum die Schützen schon zwei Stunden vor dem Tumult mit geladenen Gewehren in der Pleißenburg standen, das ist trotz der dicken Akten nicht zu ermitteln gewesen. Die Regierung ist natürlich derselben Ansicht, wie die Majorität der Kommission. Der König hat die vom Gericht erkannten Strafen nicht abgekürzt, wie man das bei ihrer Härte erwartet hatte. Nur ist die 4jährige Arbeitshausstrafe eines Studenten in Landesgefängniß verwandelt und ein Knabe von 13 Jahren darf seine 4 Monate im Ortsgefängniß absitzen statt in Hubertsburg. Dieser Gnadenakt ist allerdings sehr en miniature. — Der aus jenen Ereignissen bekannte Haubtmann Dr. Heyner war zum Major gewählt, ist aber vom Prinzen Johann nicht bestätigt. — Der Stadtrath von Krimnitzschau hat der Kammer eine Petition gegen die Bevorzugung des Adels bei der Besetzung höherer Staatsämter eingereicht, die 4te Kommission bevorwortet die Petition. Dagegen wird die Kammer nicht beantragen, daß die österreichische Regierung um die Gründe befragt werde, warum sie einem sächsischen Deutsch-Katholiken einen Paß verweigert habe. Freilich streitet diese Weigerung gegen den Schutz, den die Bundesakte den Deutschen in den verschiedenen Vaterländern verheißt; indessen das thaten und thun auch andere Anordnungen und das Fragen könnte unbescheiden erscheinen. Die II. Kammer überläßt die Sache vertrauensvoll dem Ministerium; die I. Kammer stimmt dem bei und somit wird die Sache wohl auf sich beruhen bleiben.

Dem Prof. Biedermann zu Leipzig, Herausgeber verschiedener liberaler Zeitschriften, ist es, ich weiß nicht wegen was für eines Formfehlers, untersagt, seine Vorlesungen zu halten; er wollte über die sächsische Verfassung lesen. Als die Fakultät kräftig gegen dieses Verbot remonstrirte, entschied der Minister, Herr Biedermann dürfe nicht lesen, weil er wegen einer Rede am Konstitutionsfeste zur Untersuchung gezogen sei und weil er in derselben einen einseitigen Standpunkt in Bezug auf die sächsische Verfassung eingenommen habe, vor dem man die Jugend bewahren müsse. Das Alles nennt man Lehrfreiheit. Wenn man übrigens alle einseitigen Professoren abdanken wollte, so würden die Professoren überhaubt bald von der Erde verschwunden sein. — In Leipzig sind innerhalb 3½ Monat 25 Bücher konfiszirt; bei der letzten Konfiskation der „Bekenntnisse eines Freien in Christenthum und Religion“ fand man die ganze Auflage von über 1000 Exemplaren und mußte einen Wagen zur Fortschaffung requiriren. Bekanntlich verheißt die sächsische Verfassung Preßfreiheit, wie die Bundesakte. —

Hannover. Die Kammerverhandlungen gehen ihren gewöhnlichen Gang, d. h. in beiden Kammern sprechen die Herrn Abgeordneten mehr oder weniger liberale oder reaktionaire Ansichten aus, darüber schreibt der oder jener eine Zeitungskorrespondenz und damit ist denn die Sache aus und die Regierung thut, was sie von Anfang an thun wollte. So hat in der II. Kammer Herr Lang die Nothwendigkeit der öffentlichen Sitzungen vom konservativen Standpunkte aus bewiesen. Die Kammer nahm seinen

Antrag einstimmig an; sogar die Regierungspartei stimmte ihm bei, damit es nicht schiene, als existirten Parteien in der II. Kammer zu Hannover. Aber die I. Kammer wies die Beantragung öffentlicher Sitzungen als den ersten Schritt zur Revolution strenge zurück. So haben ferner in der II. Kammer die HH. Schulz und Breusing sich für öffentliche und mündliche Justiz ausgesprochen; die Kammer stimmt ihnen vielleicht bei, aber — es wird Nichts daraus. Sogar in der ersten Kammer haben 3 wackere Männer (wie man sagt Graf Benningsen, Kriegsrath v. Hattorf und Kammerrath v. Münchhausen), für eine größere Freiheit der Presse gestimmt; sie verlangten ein Preßgesetz, wie es in § 40 des Staatsgrundgesetzes verheißen sei, und demnächst die Erfüllung des § 18 der Bundesakte. Natürlich fielen sie mit ihrem Antrage glänzend durch. Sodann wurde über das von der Regierung vorgelegte Polizei-Strafgesetzbuch berathen, durch welches der Polizei die Macht gegeben wird, Gefängniß bis zu 6 Wochen, Geldstrafen bis 100 Thlr. aufzuerlegen, auch Individuen unter 16 Jahr und Landstreichern Prügel zu verabreichen. In der II. Kammer fand man das etwas bedenklich und protestirte deßhalb dagegen; auch brachte man die Gefangenen-Polizei zur Sprache, welche für Läugnen Prügel festsetzt, und hoffte diese Maaßregel beseitigt zu sehen. Ich zweifele sehr. Ein edles Mitglied der I. Kammer wollte auch Individuen über 16 Jahr geprügelt wissen, wenn sie schon im Arbeitshaus gesessen hätten. Natürlich! Wie kann ein solcher Gauch Anspruch auf menschliche Behandlung machen? Wie kann man sich gar für unpraktische Theorie begeistern, auch in einem solchen Menschen noch Gefühl für menschliche Ehre suchen oder erwecken zu wollen? Wie kann man gar den subversiven Grundsatz anerkennen, daß die Gesellschaft durch solche Behandlung, durch solches Zurückstoßen die einmal Bestraften für immer an das Verbrechen fesselt, sie dazu zwingt, Verbrecher zu bleiben? Possen! Dafür ist der Stock und das Gefängniß. Der Antrag des edlen Mitgliedes fiel durch. — Außerdem wurde ein Gewerbegesetz vorgelegt, welches halb die Gewerbefreiheit, halb die Zunft mit viel polizeilicher Aufsicht proklamirt und natürlich Niemanden befriedigt, wie das immer das Schicksal des **juste milieu** ist. Die Nachtheile der Gewerbefreiheit und der freien Konkurrenz sind wohl durch Organisation, aber nimmer durch Wiederaufrichten einer längst überwundenen Schranke zu beseitigen. —.

Braunschweig. Die Kammer, welche das von der Regierung vorgeschlagene Bundesschiedsgericht einstimmig abgelehnt hatte, ist ohne weitere Entscheidung, ohne Antwort nicht aufgelös't, sondern geschlossen. Die Regierung wird aber bald entweder die jetzige, oder eine neue Kammer zusammenrufen müssen, weil mit 1846 der bewilligte Finanzetat abläuft. So wenig die Kammer sonst radikal zu nennen ist, so wird sie sowohl, als eine etwaige neue in Bezug auf die streitigen Punkte auf ihrer Ansicht beharren und das schroffe Auftreten der Regierung wird sicher nicht zur Ausgleichung der Differenzen beitragen. Der Herzog schreibt nämlich: „Er habe mit Bedauern den Geist der Mäßigkeit und Besonnenheit in der dießjährigen Kammer vermißt; das Bestreben, neue Rechte zu gewinnen und seine unveräußerlichen Regierungsrechte in Zweifel zu ziehen, sei an deren Stelle getreten.“ Das sind recht harte Worte; die Kammer will ja Nichts, als den Militairetat etwas herabsetzen und Gehaltszulagen oder Pensionen kontroliren.

Baiern. Die Kammern sind geschlossen. Die Anträge des Fürsten Wrede, daß den Lehrern ein auskömmliches Gehalt ausgeworfen werde, daß die geistlichen Korporationen keine Vermächtnisse ohne höchste Genehmigung (die freilich selten fehlen wird) annehmen dürfen, daß der konkordatmäßigen Verpflichtung, einige Klöster zu errichten, genügt sei, daß keine geistliche Genossenschaften, die den konfessionellen Frieden stören könnten, geduldet werden sollen (Redemptoristen), daß die Lehrer und Lehrerinnen an den geistlichen Erziehungsanstalten dieselbe Qualifikation haben müssen, wie an den weltlichen, waren von der II. Kammer zwar angenommen. Aber durch den Landtags-Abschied sind sie zurückgewiesen. „Die Qualifikation der Lehrer, heißt es dort, gehe die Kammer Nichts an; um die Klosterfrage habe sie sich nicht zu kümmern, und was die Korporationen, die den konfessionellen Frieden stören könnten, anbetreffe, so sei die Annahme, daß solche existirten, wohl nur aus einer einseitigen Auffassung entsprungen und man wolle sie deßhalb nicht einem bösen Willen zuschreiben.“ Mit diesem schmeichelhaften Bescheide muß sich nun die Kammer zufrieden geben. Der wackere Klosen hatte einen Antrag auf Herstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit, welche durch die Entziehung des Postdebits, die Censur, die Nachcensur und die Beschlagnahme beschränkt würde, gestellt. Natürlich hatte er in der bairischen Kammer noch weniger Erfolg, als in allen andern, wo er bekanntlich auch nie Erfolg hatte. Minister Abel hatte die bisherige Opposition in eine ziemlich kompakte ministerielle Majorität umzuwandeln gewußt. So hatte die Kammer schon früher die Advokaten für Staatsdiener erklärt und dadurch, daß sie nun des Urlaubs der Regierung bedürfen, um ihren Platz in der Kammer einzunehmen, sind alle mißliebigen Advokaten beseitigt; ebenso hat sie die Zehntenablösung verworfen. Dazu drang die Regierung auf den Schluß des Landtages, so daß manche Anträge gar nicht mehr zur Erörterung kamen, wie das schon öfter passirte, und es ist ein höchst merkwürdiger Zufall, daß das nie grade die unwichtigsten waren. — Die polizeilichen Denunziationen häufen sich sehr und sind mitunter sehr spaßhaft. Ein Schreinermeister in Regensburg hatte in einem Bierhause gesagt, er hoffe über die Vorgänge in Galizien Aufschlüsse von seinem Franzosen zu erhalten. Natürlich setzte diese Äußerung die fruchtbare Phantasie eines anwesenden Polizisten in Bewegung; es war von einem Franzosen und Galizien die Rede; wer wird es auffallend finden, daß der an scharfsinnige Kombinationen gewöhnte Sicherheitsmann ein kommunistisches Komplott witterte? Der Schreinermeister wurde verhört und da ergab sich's denn, daß der quästionirte Franzose ein früherer Geselle des Meisters war, der gegenwärtig in Wien arbeitete und dem Meister zuweilen schrieb; natürlich konnte dieser erwarten, daß der Geselle, der dem Schauplatz so viel näher war, ihm auch über so wichtige Ereignisse Mittheilungen machen würde. — Das Bier ist bekanntlich in Baiern eine so wichtige Angelegenheit, daß alles Übrige davon in den Hintergrund gedrängt wird. Aristokratie und Bourgeoisie haben sich mit Eifer auf das Bierbrauen gelegt und es geht mit diesem Industriezweige, wie mit allen andern. Die großartigen von bedeutenden Kapitalien unterstützten Anlagen werfen einen reichen Gewinn ab und ruiniren die kleinen Brauer. Das Bier ist dem Baiern unentbehrlich, und natürlich wird er sehr empfindlich von einer Vertheuerung dieses ihm nothwendigen Lebenselementes berührt.

Man erinnert sich der blutigen Exzesse, die vor einigen Jahren deßhalb in München stattfanden. So sind auch dieses Jahr wieder, als der etwas höhere Preis für das Sommerbier eintrat, in mehreren Städten, in München, Nürnberg, Augsburg Tumulte und Zerstörungen von Wirthshäusern vorgefallen. Namentlich bewies sich das Militair dabei thätig. In München gelang es nur mit Mühe, den Tumult in der Kaserne am Türkengraben durch die Säbel der Offiziere und die Thränen des greisen Obersten v. L., wie bairische Blätter melden, zu beschwichtigen. In Nürnberg befahl der Magistrat in Folge der Drohungen des Militairs den Brauern eine billigere Taxe. Es ist nun zwar Nichts dagegen zu erinnern, daß die überreichen Brauer sich mit einem geringeren Profite begnügen müssen, um dem Volke ein nothwendiges Bedürfniß nicht zu vertheuern. Aber das Verhalten des bairischen Militairs, die Zerstörung des Wirthshauses zum Mohrenkopf in Ulm durch würtembergische Soldaten, weil einer ihrer Kameraden vom Wirthe beleidigt war, die blutige Rauferei zwischen Soldaten und Bürgern in Mannheim erinnern doch gar zu sehr an die Brutalität der mittelalterlichen Lanzknechte; man glaubt, rohe Söldner vor sich zu haben und nicht Soldaten, die selbst Bürger sind und den Bürger schützen sollen. Ich kann nicht umhin, hier nach öffentlichen Blättern einige Thaten bairischer Offiziere mitzutheilen, welche wirklich über alle Begriffe gehen, wenngleich der „Rhein. Beobachter" mich wieder beschuldigen wird, ich wollte nur Soldaten und Bürger an einander hetzen. In Dillingen wurde im v. J. ein Student von einem höheren Offiziere schwer verwundet; die Sache wurde vertuscht. In Neuburg drangen mehrere Offiziere nach einem Wortwechsel in die Wohnung eines pensionirten Offiziers, mißhandelten ihn mit Säbelhieben und verweigerten ihm nachher Genugthuung, so daß der Mißhandelte, an seiner Ehre schwer Gekränkte sich zu erschießen versuchte, was freilich sehr thöricht war, nach den Ansichten und Vorurtheilen seines Standes sich aber leicht erklären läßt. Eine schläfrige Untersuchung wurde eingeleitet; aber erst als ein braver Haubtmann erklärte, seine Ehre erlaube ihm nicht, ferner mit Leuten zu dienen, die ihre Waffen wie Rasende gebrauchten, wurden die Thäter provisorisch des Dienstes enthoben. — In den letzten Tagen hat wieder in einem pfälzischen Städtchen ein junger Lieutenant einen Wirth, der sich einige Vertraulichkeiten desselben gegen sein Bäschen verbat und als der Offizier grob wurde, seine Hausknechte gegen den ungehobelten Gast zu Hülfe zu rufen drohte, gefährlich verwundet und hätte ihn ohne das Zuspringen der Umstehenden wahrscheinlich getödtet. Darauf trat er, um dem Unwillen der andern Gäste zu entgehen, schnell mit seinen Kameraden den Rückzug an. Bis jetzt geht er aber frei umher und zeigt sich im Gefühl seiner Heldenthat gern und oft und scheint sich wohlgefällig damit zu brüsten. Ich überlasse es dem „Rhein. Beob.", eine Apologie der Thaten dieser Vaterlandsvertheidiger zu liefern. —.

Baden. Die Annäherung zwischen dem Ministerium und der Opposition hat doch bis jetzt nicht viel auf sich. Man kann aber auch nicht sagen, daß das Ministerium eben sonderlich versöhnende Schritte gethan habe. Namentlich zeigte es sich bei der Diskussion über Peter's Motion auf Preßfreiheit über einige Worte Mathy's in Bezug auf die Censur, die den Bundesgesetzen entgegen sei und einen Zustand von Rechtlosigkeit bedinge, überaus empfindlich. Ebenso entstand eine scharfe Debatte über

Welcker's Antrag, für dießmal zwar keine Adresse an den Großherzog zu erlassen, sich aber das Recht dazu vorzubehalten. Der Antrag wurde zwar angenommen, aber nicht, ohne daß einige keineswegs versöhnliche Bitterkeiten zwischen den Rednern der Regierung und der Opposition gewechselt wären. Hecker brachte ferner die Rauferei in Mannheim zur Sprache, welche vom Militair, das bewaffnet dazu auszog, muthwillig herbeigeführt scheint. Man verlangte energisch, daß man den Soldaten das Waffentragen außer dem Dienste verbiete oder dasselbe auch den Bürgern erlaube, damit ein Schwert das andere in der Scheide halte. Die Regierung sagte strenge Untersuchung des Exzesses zu. Nun hatte Hecker auch gesagt, es wären verlautlich auch Insubordinationen beim Militair vorgekommen. Darauf erhob sich nach einigen Tagen der Haubtmann v. Böckh, erklärte das für durchaus unwahr und verlangte in hochfahrendem Tone, Hecker solle eine Erklärung über seine die Ehre des Armeekorps empfindlich kränkenden Mittheilungen abgeben. Bassermann fand es sehr lächerlich, daß die Insubordination eines vielleicht betrunkenen Soldaten die Ehre eines ganzen Armeekorps kränken solle, und Hecker erklärte unter stürmischem Beifall der Gallerien, daß er eine in solchem Tone verlangte Erklärung mit seiner Ehre als Mann und seiner Stellung als Deputirter unverträglich halte. Damit ist es aber genug; hoffentlich wird er sich nicht auf ein Duell, diese mittelalterliche s. g. Ehrenrettung, einlassen. — Der Abg. Christ hat eine Motion auf ein allgemeines Handelsrecht gestellt und der ministerielle Abgeordn. Junghanns I. nahm den früheren Antrag Bassermanns auf Einführung einer Kapitaliensteuer wieder auf, der nun wohl besseren Erfolg haben wird, als früher. —.

Schweiz. Die Luzerner Machthaber und ihre Staatszeitung sind auch gar zu plump. Sie konnten es nicht begreifen, daß ihr ultramontaner Jesuitismus recht füglich mit dem protestantisch-politischen des Herrn Bluntschli und der „Eidgenöss. Ztg.“ Hand in Hand gehen könnte und sollte, wenn letztere auch zuweilen ein etwas bedenkliches Gesicht machte und einige bescheidene Bedenklichkeiten wagte, um es doch mit dem Protestantismus nicht ganz zu verderben. Da ist nun bei der Feier des Sieges über die Freischaaren zu Luzern Herr Siegwart Müller mit der Thür in's Haus gefallen, hat den Protestantismus beschuldigt, den Bundesbruch veranlaßt zu haben, und sich entschieden als Feind desselben hingestellt. Diese plumpe Anschuldigung durfte Herr Bluntschli natürlich nicht schweigend hinnehmen; die „Eidgenöss. Ztg.“ verkündigt also, die innere Schweiz (die katholischen Urkantone) müsse aus der Eidgenossenschaft ausscheiden, wenn sie nicht den Bürgerkrieg wolle. Die konservative Partei sei nun von der ultramontanen getrennt. Natürlich ist das so ernst nicht gemeint; gute Freunde verständigen sich schon, wenn sie auch zuweilen schmollen.

Die radikale Partei in Bern hat entschieden gesiegt; von ihren Gegnern, den Konservativen und Junkern hat sie Nichts zu befürchten. Aber sie spaltet sich schon in zwei Parteien, in die s. g. Gemäßigten, welche wieder nach einigem Lappen und Flicken stehen bleiben möchten, und in die Entschiedenen, denen es mit einer prinzipiellen durchgreifenden Verbesserung der Verhältnisse Ernst ist, ohne allzu ängstliche Rücksicht auf bestehende Formen und ohne egoistische Nebenabsichten. Welche von diesen beiden Fraktionen am Ende die Oberhand gewinnt, läßt sich noch nicht absehen. Die

Redaktionskommission mit Herrn Ochsenbein an der Spitze gehört, wie es scheint, der entschiedenen Richtung an, der es wenigstens mit der konsequenten Durchführung der Demokratie Ernst ist. Bisher hat sie sich haubtsächlich mit der Umgestaltung der Volksvertretung beschäftigt; direkte Wahlen, Aufhebung des Wahlcensus, das Recht der Wähler, Abgeordnete, die nicht in ihrem Sinne stimmen, abzuberufen, sind die Grundzüge dieser Umgestaltung. Auch für das Geschwornengericht hat sie sich entschieden. Es kommen aber noch viele materielle Fragen zur Sprache, bei denen die neue Regierung auf ernstlichen Widerstand stoßen wird. Die verschiedenen Bezirke Bern's sind sehr ungleich besteuert. Der Jura-Bezirk zahlt eine Grundsteuer, das Seeland den Zehnten, während das Oberland und Emmenthal von Staatslasten fast frei sind. Es handelt sich hier um eine gleichmäßige Besteuerung durch eine Vermögens- und Einkommenssteuer; aber natürlich würde das Oberland und das Emmenthal sich der Einführung einer solchen und der Abschaffung des Zehnten hartnäckig widersetzen. Bei solchen materiellen Fragen wird die sonstige politische Meinung gar leicht in die Tasche gesteckt. Und doch müssen die Radikalen auf der unentgeldlichen Zehntablösung bestehen, für welche sie schon im vorigen Jahre kämpften und durch welche sie haubtsächlich die Regierung stürzten. Ebenso verlangen sie, daß der Staat die Armenpflege übernehme, womit wieder das arme Oberland sehr einverstanden ist, aber weniger die reichen Gemeinden im Jura, Seeland und Emmenthal. Man sieht also, an Schwierigkeiten fehlt es nicht; der in seinem Heiligsten, seinem Privateigenthum gekränkte Egoismus tritt überall den wohlgemeintesten Absichten entgegen und wird das thun, bis die solidarische Gemeinschaft Aller in's Leben getreten ist. Indessen werden sich die Radikalen nach ihrem bisherigen Verhalten zu schließen nicht abschrecken lassen. Die Verfassungskommission hat bereits allen diesen Vorschlägen zugestimmt. Die Armenpflege soll vom Staat übernommen, die Zehnten und Bodenzinse sollen unentgeldlich abgelös't werden, wobei der Staat die Entschädigung übernimmt; die Abgaben des Jura sollen in ein gleichmäßiges Verhältniß mit den anderen alten Kantonstheilen gebracht werden, doch wird für den Jura die Grundsteuer beibehalten; der Ausfall in den Einnahmen soll durch eine Vermögenssteuer mit billiger Progression gedeckt werden; eine Nationalkreditanstalt wäre zu errichten. Diese Beschlüsse wurden mit 23 Stimmen gegen 3—4 gefaßt; diese Opponenten waren Deputirte des Oberlandes, dem unkultivirtesten Theile des Kantons; die Jurassier stimmten bei. Uneins ist die Kommission noch über das Veto, d. h. das Recht des Volkes, alle von der Regierung erlassenen Gesetze in Urversammlungen nach Stimmenzahl zu verwerfen oder zu bestätigen. Es ist begreiflich, daß dieses Veto sehr leicht von der Reaktion ausgebeutet werden kann, weil das Patriziat, die Geldaristokratie und der Klerus viel Einfluß auf den gemeinen Mann haben. In Luzern wurde dadurch die Jesuitenberufung durchgesetzt. Ochsenbein und Stämpfli sind deßhalb auch dagegen; aber die konsequente Durchführung einer wahren Demokratie verlangt auch das Veto und deßhalb sind auch in der Kommission Pfarrer Weyermann und Buchdrucker Weingart, der eine etwas sozialistische Färbung hat, entschieden dafür. Wahrscheinlich wird es der Verfassungsrath auch annehmen. Es fragt sich nun, ob er auch die übrigen eben erwähnten Anträge der Kommission annimmt

und ob das Volk, wenn ihm das Veto zugestanden wird, sie gutheißt. Erfreulich ist es, daß auch manche Punkte angeregt sind, über die ein schweizerischer Radikaler sonst sehr ruhig denkt, wenn er die Sache nicht als ein Dogma betrachtet, über welches man gar nicht denken darf. Man will die Fremden, die bisher ganz der Willkühr der Regierung und der Polizei preisgegeben waren, durch ein neues Fremdengesetz sicherer stellen; und es gehen zahlreiche Petitionen ein für die bürgerliche Gleichstellung der Juden. Das ist viel für die Schweiz! Sogar die Frauen regen sich und wollen emanzipirt werden, d. h. die Bieler Frauen haben verlangt, ihr Eigenthum selbstständig verwalten zu dürfen, was sie seit der französischen Zeit nicht mehr konnten. Nun, Glück auf! Wenn die Berner Radikalen ihre Sachen gut machen, dann ist es auch um den starren legalen Radikalismus Furrer's in Zürich geschehen, der eigentlich der allersteifste Konservatismus ist, weßhalb er auch besonders von der Geldaristokratie getragen wird. Die neuen Großrathswahlen in Zürich sind durchaus liberal ausgefallen; die letzten Reste des pfäffisch-reaktionairen September-Regimentes sind nun ziemlich beseitigt. Aber die neugewählten Mitglieder scheinen keineswegs den bisherigen legalen Radikalismus für genügend zu halten. Nach dem Vorgange von Bern bereitet sich auch in Zürich in der liberalen Partei eine Spaltung vor und bald werden sich die wirklichen Demokraten und die Herren Furrer, Zehnder u. s. w. ebenso schroff gegenüberstehen, als in Bern Ochsenbein und Neuhaus. In Zürich wird die demokratische Partei noch mehr eine sozialistische Farbe annehmen, weil einestheils der Sozialismus schon mehr debattirt wurde und weil anderntheils durch die bedeutendere Entwickelung der Industrie der Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletoriat viel mehr in die Augen fällt. —

Die Rohheit der patriarchalischen Gesetze der Urkantone ist in Uri wieder einmal abschreckend hervorgetreten. In Altorf lebte seit mehreren Jahren ein Schneider aus Mannheim, Vogt, welcher unter Bluntschli bei dem großen Kommunistenschub aus Zürich verjagt wurde. Er hütete sich natürlich vor allen konfessionellen Debatten, weil er wohl wußte, wo er war. Nur einmal äußerte er sich gegen seine Hausgenossen bitter gegen Jesuiten und Pfaffen. Das wurde denunzirt und Vogt wegen Gotteslästerung verhaftet; sein Läugnen half Nichts. Der Richter drohte, ihn so lange prügeln zu lassen, bis er seine Gotteslästerung eingestände. Da erwiederte Vogt auf die Frage, ob er des angeschuldigten Verbrechens schuldig sei: „Ja, wenn ich geprügelt werden soll, Nein vor meinem Gewissen.“ Darauf hin wurde er zur Ausstellung am Pranger, zu 50 scharfen Ruthenstreichen von Henkers Hand verurtheilt und nach erlittener Exekution, nachdem man seine Effekten für die Kosten zurückbehalten hatte, per Schub nach Baden abgeliefert. Und nun jubeln die obskuren Jesuitenblätter der Urkantone noch über die schweizerische Kraft und Sitte, die hier den frechen Ausländer gestraft hätte! Selbst die liberalen Blätter nehmen sich des armen Fremden nur sehr lau an, wie sehr sie auch gegen die Luzerner Justiz deklamiren, wenn liberale schweizerische Notabilitäten davon behelligt werden. Was wird Deutschland, was wird Baden thun, um dem mißhandelten Manne Genugthuung zu schaffen? Die „Mannheimer Abendztg.“ hat eine Subskription eröffnet zur Auslösung seiner Effekten; das wird wohl Alles sein. Wäre die Schmach einem Engländer widerfahren, die ganze Nation

hätte sich erhoben, bis sie gelöscht wäre, bis die brutale Urner Justiz die vollständigste Genugthuung gegeben hätte. Aber wir — uns ist das zu umständlich.

Belgien. Aus der ministeriellen Krisis ist endlich das katholische Ministerium de Theux hervorgegangen, weil die liberale Partei unfähig war, eines zu bilden. — Seit einiger Zeit wurden im Lande viele aufrührerische Flugschriften verbreitet und eines schönen Morgens fand man in Brüssel eine fulminante Proklamation angeschlagen, durch welche das Volk aufgefordert wurde, sich in Masse zum Pallast der Deputirten zu begeben und seine Beschwerden vorzubringen. Gleichzeitig erhielten die Chefs der demokratisch-sozialen Partei, Kats, Bartels und Jottrand Aufforderungen, sich in Brüssel, Gent und Lüttich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Der Verfasser der Proklamation, Herr Labiaux, wurde nicht sogleich aufgefunden, aber 6 andere Individuen wurden verhaftet, darunter Herr Pellerin, ein Redner der letzten Meetings. Die Sache wurde verdächtig und die Vermuthung, daß die Proklamation von der katholischen Partei ausgegangen oder wenigstens von ihr veranlaßt sei, hat sich seitdem immer mehr bestätigt. Einige Journale, besonders der „Mephistopheles“ sprachen das ganz unumwunden aus. Der Verf. der Proklamation, Herr Labiaux, war schon lange im Geruche, mit der Polizei in Verbindung zu stehen. Ein Redakteur der „Emanzipation“, die ebenfalls mit dem Gouvernement in Verbindung steht, und ein Polizeiagent waren die ersten, welche die ganz in der Nähe des Redaktionsbüreaus der „Emanzipation“ angeheftete Proklamation sahen und herunterrissen. Die herrschende Partei hoffte durch eine Volksbewegung, für deren Unterdrückung sie die nöthigen Maaßregeln getroffen hatte, eine erwünschte Gelegenheit zu Maaßregeln gegen die Preßfreiheit und das Assoziationsrecht zu erhalten, da ihr das letztere besonders jetzt durch die Verbreitung der demokratischen „Allianzen“ über das ganze Land gefährlich zu werden drohte. Der Plan ist indessen vollkommen gescheitert; er war auch nicht fein genug angelegt. In Gent hat zwar ein kleiner Volksauflauf stattgefunden, der aber ohne weiteres Unglück durch die Gensdarmerie und einen hinzutretenden Platzregen auseinander getrieben wurde. Sonst ist Alles ruhig abgelaufen.

Frankreich. Die Arbeiter in den Kohlendistrikten Rive-de-Gier, St. Etienne u. s. w., wo auch schon im vorigen Jahre Unruhen vorfielen, haben die Arbeit eingestellt, um von den koalisirten Kapitalisten einen höhern Lohn zu erzwingen. In St. Etienne ist es sogar, wie in einem eigenen Aufsatze dieses Heftes näher erzählt ist, zu einem blutigen Zusammentreffen zwischen den Arbeitern und dem Militair gekommen und das Verhalten des letzteren wird bitter getadelt; es soll ganz unnöthiger Weise von seinen Waffen Gebrauch gemacht haben. Überhaupt bemerkt man, daß der französische Soldat, seit die Regimenter nach und nach zu dem kannibalischen Kriege in Algier verwendet werden, seine frühere Ritterlichkeit verliert und roh und grausam wird. Herr Bügeaud, der Held der Straße Transnonain, wird freilich eher den hundertmal vernichteten Abd-el-Kader einfangen, als seinen Soldaten Menschlichkeit beibringen. Jener Strike der Kohlenarbeiter wird freilich nicht allzulange dauern; der Sieg des koalisirten Kapitals ist gewiß. Einige Arbeiter, die Nichts weiter gethan haben, als die Kapitalisten auch, werden wegen gesetzwidriger Koalition verurtheilt; die anderen zwingt die

Noth, den von den Kapitalisten ausgeworfenen Lohn anzunehmen, um nicht vollends zu verhungern; dann hat die Sache ein Ende — bis zu einem neuen Versuche. Diese Symptome des Kampfes zwischen dem Kapital und der Arbeit treten aber aller Orten hervor. In Dünkirchen erhoben sich die Eisenbahnarbeiter, um höheren Lohn zu erhalten. So haben auch in Mere 3000 Fächermacher einen Auflauf gegen eine neue Maschine gemacht, durch welche sie überflüssig wurden. Ebenso wurden in Elbeuf eine Maschine zerstört. Freilich zogen die Arbeiter da nur gegen die alleräußerlichste Ursache ihrer Noth, die dem beschränkten Auge zuerst entgegentritt, zu Felde; aber doch sind diese vereinzelten Kämpfe der Arbeit gegen das Kapital ungleich wichtigere Zeichen der Zeit, als die malitiösesten Zänkereien in der Kammer zwischen Herrn Guizot und Thiers. Was soll man dazu sagen, wenn Herr Guizot, der Minister Frankreichs, bei der Besprechung der Peel'schen Maaßregeln, die soziale Frage mit den trivialen Worten erledigt glaubt: „Eine soziale Reform ist in Frankreich nicht nöthig, denn wir haben weniger Arbeiter und weniger Krisen, als England?" Wer nicht einsieht, daß England nur die äußerste Spitze, die letzte Konsequenz der Industrie — unter der Herrschaft der freien Konkurrenz, der Vereinzelung und des Privaterwerbes ist, daß alle übrigen industriellen Länder unaufhaltsam demselben Standpunkte zueilen, der kann eben die Verhältnisse der Gegenwart nicht zusammenstellen und aus ihnen eine richtige logische Schlußfolgerung ziehen, oder er will es nicht; in beiden Fällen ist mit ihm nicht zu streiten. — Der wichtigste Beschluß der Kammer ist eine ziemlich bedeutende Herabsetzung des Salzpreises, welche nach langen Debatten durch eine glänzende Rede Lamartine's die Majorität erlangte. — Es muß arg sein, wie die Deputirten ihre Stellung zu Privatvortheilen benutzen. Zwei ministerielle Deputirte stellen den Antrag, daß jeder Deputirte, der das Amt eines besoldeten Direktors oder Administrators einer Eisenbahn-Gesellschaft übernimmt, sich der Wiedererwählung unterwerfen müsse. Indessen ist der Antrag schon in acht Büreau's verworfen, so daß er gar nicht in öffentlicher Sitzung vorkommt. Es könnte ja jeder Deputirte in diese unangenehme Situation kommen, einen Direktorgehalt oder einen Kammersitz aufgeben zu müssen! das ist nicht zu verlangen. —.

Am 16. April hat ein entlassener Waldhüter, Lecomte, ein finsterer, rachsüchtiger Mensch, im Walde von Fontainebleau auf den Wagen des Königs geschossen, ohne Jemand zu verletzen. Das „Journal des Debats" gibt sich viele Mühe, der That ein politisches Motiv unterzuschieben und will sogar Herrn Thiers wegen seiner neulichen bissigen Rede gegen die persönliche Regierung des Königs moralisch dafür verantwortlich machen, worüber Herr Thiers und der „Constitutionel" natürlich in großen Zorn gerathen. Allerdings ist diese Anschuldigung eine gränzenlose Perfidie; denn es geht aus Allem hervor, daß Lecomte nur persönlich Rache für seine Entlassung nehmen wollte, die er dem Könige zuschrieb. Er ist vom Pairshofe der Strafe des Vatermordes für schuldig erkannt und gleich darauf hingerichtet. — Der Prinz Louis Napoleon, der 6 Jahre in Ham gefangen saß und nicht die Erlaubniß erlangen konnte, seinen schwerkranken Vater zu besuchen, hat sich durch die Flucht gerettet. Von England aus versichert er die französische Regierung seiner friedlichen Absichten; das sieht etwas à la Don Quixote aus. Sein Arzt und mehrere Personen, die man der

Förderung der Flucht für schuldig hielt, sind in Ketten nach Peronne gebracht. Übrigens soll General Montholon in Freiheit gesetzt werden, wenn diese Instruktion beendigt ist. — Um Dijon fallen seit einiger Zeit zahlreiche Brandstiftungen vor; die Thäter hat man bis jetzt vergebens zu ermitteln gesucht. —:

England. Die Regierung hat, um der in Irland herrschenden Noth einigermaßen abzuhelfen, Mais einführen lassen und öffentliche Arbeiten unternommen, um den Armen Gelegenheit zum Verdienst zu geben. Aber natürlich ist das Alles nicht ausreichend; in Clonmel, in Clare und Tipperary hat das Volk wiederholt Mahlmühlen, Karren und Schiffe mit Lebensmitteln angegriffen, um seinen Hunger zu stillen. Dazu haben sich die Exekutionen von Molly Maguire keineswegs vermindert. Diese letzteren wollte die Regierung durch die Zwangsbill bekämpfen, der sich die irischen Mitglieder heftig widersetzen. Smith O'Brien namentlich verlangte, man solle der Noth kräftiger entgegenwirken, dadurch würden auch die Verbrechen eher aufhören, als durch die Zwangsbill. Auch die "Times," das erste Journal Englands, sagen: "Die Gesetzgebung beräth eine Maaßregel zur Verhinderung von Angriffen; sie verhandelt die Weisheit einer Maaßregel, welche die beklagenswerthen Elenden nach Sonnenuntergang unter Schloß und Riegel legt. Der Patient ist wahnsinnig vor Hunger und die Ärzte sind bereit, ihm eine Zwangsjacke anzulegen!" Schön und richtig gesagt! Aber was hilft's? Sir James Graham sagt, die Regierung könne nicht mehr thun, die Reichen und Gutsbesitzer sollten zugreifen. Zudem sei noch Niemand in Irland Hungers gestorben und die Arbeitshäuser (diese höllischen Gefängnisse, denen die Armen meist den Tod vorziehen) seien noch lange nicht gefüllt. Also entsprängen die Verbrechen, die Mordthaten und Aufläufe in Irland nicht aus der Noth, sondern aus dem verbrecherischen Sinne der Bevölkerung und folglich sei die Zwangsbill nöthig. Die Irländer werden zwar nicht einsehen, daß die Quelle ihrer Noth und ihrer Verbrechen ihr Herz sei; sie halten nun einmal ihren Magen dafür. Das würde aber das Durchgehen der Zwangsbill nicht hindern; John Bull kehrt sich nicht an solche Bedenklichkeiten und Einwände der Irländer. Aber die Zwangsbill wird jetzt als Parteiwaffe gegen Sir Robert Peel benutzt. Die ganze Whigpartei hat kürzlich in einer Versammlung bei Lord John Russel beschlossen, gegen die zweite Verlesung der Zwangsbill zu stimmen und sie wird natürlich von den irischen Mitgliedern lebhaft unterstützt. Die Schutzmänner werden sich vielleicht bei Seite halten, aber gewiß nicht für Sir Robert stimmen, den sie wegen seiner Aufhebung der Kornzölle zu sehr hassen. Dann kann Peel mit seinen etwa 120 persönlichen Anhängern das Feld nicht halten. Dazu steht ihm noch eine Niederlage in der Zuckerfrage bevor, weil Lord Russel die Zulassung von Sklavenzucker beantragen wird. Zudem ist die Kornbill im Oberhause noch nicht zum drittenmal verlesen und die Protektionisten schöpfen neue Hoffnungen. Nachgeben wird Sir Robert schwerlich, namentlich nicht in Bezug auf die Zwangsbill; also wird er wahrscheinlich abtreten und einem aus Whigs und Freihandelsmänner zusammengesetzten Kabinette Platz machen müssen. Unter diesen Umständen werden die Freihandelsmänner wohl ihren neulich gefaßten Beschluß, die Anti-Korn-Law-League jetzt nach Erreichung des Zweckes aufzulösen und Herrn Kobden 100,000 Pf. St. zum Dank

für seine Bemühungen zu bewilligen, vor der Hand noch aufschieben und zum Kampf gerüstet bleiben.

Was die Freihandelsmänner von der freien Korneinfuhr erwarten, sprechen die „Times" offen aus: „Nach Annahme des Peel'schen Handels- und Finanzsystems werden die deutschen Zollvereinsstaaten Herabsetzung der Schutzzölle verlangen. England kann Deutschland Tuch und Baumwolle 25—30 Prozent billiger liefern, als deutsche Fabrikanten. Preußen hat bereits eine Revision der Traktate vorgeschlagen; die süddeutschen Staaten haben diesen Vorschlag zwar kalt aufgenommen, er wird aber doch durchgehen, wenn Preußen beharrt." Also wohlfeiles Brod und damit wohlfeile Arbeit und damit siegreiche Konkurrenz mit dem Auslande. Vortheil bringt die Aufhebung der Kornbill nur der fabrizirenden Bourgeoisie, den Arbeitern nicht; bei uns bringt sie dem Ackerbau einigen Vortheil und ruinirt die Industrie, während freilich die Industrie uns ruiniren würde, wenn sie unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen die englische Höhe erreichte. — Zu Manchester, Liverpool, Leeds und mehreren anderen Städten haben die Maurer- und Zimmergesellen einen großen Strike organisirt und ihn schon mehrere Wochen gehalten. Alle Bauten stocken; die Meister sind aber ebenfalls zähe und haben jetzt dem Verein der Handwerker gegenüber einen Verein der Meister gebildet, um zu verhindern, daß irgend ein Meister sich dem höheren Lohn füge. Zur Birmingham feiern 3000 Maurer und Zimmerleute; sie haben dadurch schon 15000 Pf. St. eingebüßt, beharren aber trotzdem auf ihrem Vorsatz. Das ist der Kampf von Kapital und Arbeit, der jetzt in allen Ländern hervortritt, am entschiedensten in England, weil dort die industriellen Verhältnisse auf die höchste Spitze getrieben sind und weil dort die größte persönliche Freiheit herrscht, mithin keiner Bewegung Schranken gesetzt sind. Die Arbeiter können auch nur durch diesen offenen, wenn auch unblutigen Krieg ihre Lage verbessern. Von der Gesetzgebung der Bourgeoisie haben sie Nichts zu erwarten. So wurde kürzlich wieder durch Graham's Bemühungen ein Antrag Duncombe's auf Herabsetzung der Arbeitszeit in den Spitzenfabriken verworfen; bekanntlich hört das Spitzenklöppeln zu den ungesundesten Arbeiten und wird haubtsächlich von Kindern betrieben, deren Brust dabei so leidet, daß sie in der Regel früh verkrüppeln und sterben. Ebenso fiel die Fielden'sche Fabrikenbill, die Herabsetzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden, durch und Peel sprach dabei sehr deutlich die Herzensmeinung der Bourgeoisie aus. „Er selbst habe allen Grundsätzen der politischen Ökonomie zuwider schon vor 30 Jahren eine solche Bill durchzusetzen gesucht. Es sei aber nicht politisch, die Arbeit zu besteuern, indem man erwachsene Leute hindere, mehr als 10 Stunden zu arbeiten; denn natürlich würde mit Abkürzung der Arbeitszeit auch der Lohn sinken und die Arbeiter wären nur deßhalb für die Bill, weil sie vom Parlament erwarteten, daß es dieses Sinken des Lohnes verhindern würde, woran natürlich gar nicht zu denken sei." Da haben wir die freie Konkurrenz, da haben wir die ganze Weisheit der politischen Ökonomie! Sie erklärt sich für bankerott, sie kann den Kampf zwischen Kapital und Arbeit nicht schlichten, sie würde sich ja bei dem Kapitalisten, wie bei dem Arbeiter eines Eingriffs in das Eigenthum schuldig machen. Also läßt man's laufen, wie es will, statt zu organisiren. Man darf sich keinen Eingriff in den Willen des Herrn, seine Arbeiter möglichst

ausbeuten zu lassen, wenn sie nicht verhungern wollen. Es geschieht ja Alles mit freiem Willen, es wird ja die persönliche Freiheit nicht äußerlich verletzt; es ist nur eine Kleinigkeit, der Hunger, die Unmöglichkeit zu existiren, welche den Arbeiter zum Sklaven des Kapitals macht. Hängt die politische Ökonomie, wenn sie es nicht weiter bringen kann, und versucht es mit einer sozialen Ökonomie, mit einer menschlichen Organisation der Gesellschaft! — Herr Smith O'Brien, nächst O'Connell der einflußreichste Mann in Irland, weigerte sich, in einem Komité des Hauses zu sitzen, welches sich nicht direkt mit den Interessen Irlands beschäftigte. Er wurde darauf der Verachtung des Hauses für schuldig erklärt und mehrere Wochen in parlamentarischer Haft gehalten. Jetzt ist er wieder frei und wurde von den Repealern, die ihm schon vorher Dankadressen geschickt hatten, jubelnd empfangen. O'Connell hatte ihn nicht so kräftig in Schutz genommen, als er gekonnt hätte, und obwohl er versicherte, er sei keineswegs eifersüchtig auf O'Brien, so hat man ihm das doch etwas übel genommen. Überhaubt zeigte sich's in den letzten Versammlungen der Repealer, daß O'Connell's unumschränkte Herrschaft dahin sei. Er wird alt und die Partei von Jung-Irland geht viel weiter, als er; Jung-Irland ist republikanisch und will sich um jeden Preis, selbst durch offenen Kampf, wenn es auf die Hülfe Amerikas oder Frankreichs zählen kann, von England losreißen. Es verkennt nicht die großen Verdienste O'Connell's, will ihn auch noch gern als Führer anerkennen; aber es will ihm nicht mehr blindlings folgen und tritt ihm öfter mit seinen energischeren Ansichten entschieden entgegen. Das ist auch gut. So wird die Repealbewegung mit O'Connells Tode keineswegs zusammenstürzen, wie viele Engländer hoffen, sondern sich erst recht energisch entfalten. —.

Spanien. Narvaez ist zum Botschafter in Neapel ernannt, d. h. auf gute Manier in's Exil geschickt. Er hatte sich namentlich durch Börsenspekulationen, bei welchen er seine amtliche Stellung auf's Unverschämteste benutzte, zu verhaßt gemacht und war der moderirten Bourgeoisie auch zu gewaltthätig, zu soldatesk. Schon vorher hatten die Moderados, um ihn zu stürzen, in Gallizien eine esparteristische Verschwörung angezettelt. Als aber Narvaez fort war, als das neue Ministerium (Isturitz, Mon, Pidal) seine ergebensten Kreaturen abgesetzt hatte, da ließen sie die Esparteristen im Stich. Die beiden esparteristischen Kommandanten Rubin und Solis waren wieder auf einander eifersüchtig, und so wurde es dem General Concha leicht, den von Rubin im Stich gelassenen Solis zu schlagen und gefangen zu nehmen; er wurde mit 19 Offizieren von Kapitains- oder höherem Range erschossen. Rubin rettete sich durch die Flucht vor der Wuth seiner Soldaten, die sich nachher auch ergaben und wahrscheinlich amnestirt werden. Er soll später in Portugal von seinen Soldaten doch noch ermordet sein. Kleine Emeuten kommen übrigens alle Tage an allen Ecken und Enden vor; man fing sogar schon mit Narvaez wieder zu unterhandeln an. Es wäre jetzt aber sehr möglich, binnen Kurzem in Folge der Revolution in Portugal ein ganz progessistisches Kabinet und mit ihm Espartero wieder an der Spitze stehen zu sehen; denn daß die Intriguen der Königen Christine kein Heil bringen, das hat Spanien völlig eingesehen.

Portugal. Die kleinen Emeuten, die Anfangs ziemlich planlos an verschiedenen Orten auftauchten, sind endlich zu einer vollständigen seb-

tembristischen Revolution geworden. Die Insurgenten bemächtigten sich in den Provinzen der Städte Oporto, Almeida; aber auch in Lissabon kam es zum blutigen Kampfe. Die beiden reaktionären Minister Kosta und Silva Kabral, gegen welche sich nebst dem Beichtvater der Königin und dem Rathe Dietz die Wuth des Volkes besonders richtete, flohen am Bord eines französischen Schiffes und sind bereits in Cadix angekommen. Die Herzoge Palmella und Terceira bildeten ein neues Kabinet, in dem sie sich auch den sebtembristischen, d. h. radikalen Marschall Saldanha zugesellten. Da aber beide nur zu den gemäßigten Liberalen, den Chartisten, gehören, so scheinen die siegreichen Sebtembristen keineswegs geneigt zu sein, ihre Waffen niederzulegen, bis sie ein Ministerium ganz in ihrem Sinne erlangt haben. Sie verlangen namentlich vollständige Wahl- und Preßfreiheit, dazu die Absetzung aller Kreaturen Kosta Kabrals im Civil und Militair, namentlich der Offiziere, die in Lissabon auf das Volk schießen ließen. Mehrere Pairs haben sich ziemlich in demselben Sinne gegen die Königin ausgesprochen und die Insurgenten werden allem Anschein nach ihren Willen durchsetzen. Das Gerücht von der Abdankung der Königin zu Gunsten ihres Sohnes hat sich aber keineswegs bestätigt. Übrigens ist das Land in Folge der ungeregelten Verwaltung und der ewigen Emeuten wie Spanien in einer gewaltigen finanziellen Noth. Das Volk reift zwar heran in diesen durch die frühere Adels- und Pfaffenwirthschaft bedingten politischen Stürmen und wird die Krisis überstehen; aber es wird noch eine Weile dauern und noch manches Blut wird fließen, bis die reichen Hülfsquellen dieser Länder gehörig benutzt werden. Gleichviel! Diese Zuckungen sind doch immer ein Zeichen des Lebens, die frühere Ruhe aber war ein Zeichen der Verwesung. —.

Österreich. Die österreichische Regierung hat den Verlag der Leipziger Buchhändler Wigand und Reclam verfehmt wegen incendiarischer Schriften, die sie in die kaiserlichen Staaten, besonders in Ungarn eingeschwärzt hätten. Der betreffende Erlaß enthält so verletzende Ausdrücke gegen die Personen der Buchhändler und ihren Geschäftsbetrieb, daß er unter Privatpersonen sicher zu einer Injurienklage führen würde. Davon kann natürlich nicht die Rede sein. Die beiden Buchhändler haben sich aber kräftig vertheidigt und stellen die ihnen zur Last gelegten Thatsachen durchaus in Abrede. Wigand, der wie immer etwas emphatisch auftritt, hat sich sogar erboten, sich dem Gericht in Wien zu stellen. Gleich nachher nahm er aber auf eine sehr konfuse Weise diese Erklärung zurück, "weil kein K. K. Hofdekret, wie es die Augsb. Allg. Ztg. brachte, existire"! Als ob es darauf ankäme, ob das ein Hofdekret sei, oder ein anderes, wenn nur überhaubt eines da ist! Das Königl. Sächsische Volksblatt "Bayard", findet es frech, das Privatleute einer mächtigen Regierung gegenüber ihren Charakter und ihre Handlungsweise vertheidigen wollen. Darüber läßt sich nicht streiten; die Geschmäcke sind eben verschieden. Traurig ist es aber, daß durch solche allgemeine Verlagsverbote die Literatur außer von dem gewöhnlichen Censor auch noch durch die Furcht der Buchhändler censirt wird.

Die Nachrichten über die Bauernunruhen in Galizien sind sehr unsicher; nach einigen hätte der Bauernanführer Szela, ein ehemaliger Korporal, furchtbare Unthaten verübt und wäre jetzt verhaftet; nach andern hätte er seinen Einfluß auf die Bauern nur benutzt, um die Ruhe wieder herzustellen, was ihm jetzt gelungen wäre. Das scheint mir noch nicht sehr wahr-

scheinlich. Der Kaiser dankt zwar in einer Proklamation den Bauern für die Anhänglichkeit, die sie seiner Regierung bewiesen hätten, und ermahnt sie, die bestehenden Frohnen und Giebigkeiten als rechtlich festgesetzte zu leisten. Indessen werden die Bauern nach den vermeintlichen Diensten, welche sie der Regierung gegen die aufrührerischen Edelleute geleistet haben, sich schwerlich mit den ihnen gemachten Zugeständnissen begnügen. Es sind nämlich nur die s. g. weiten Fuhren und die den Dominien gegen Vergütung zugestandenen Aushülfstage in der Heumath und Körnerfechsung aufgehoben; außerdem dürfen sich die Unterthanen künftig mit ihren Beschwerden gegen ihre Herrschaft mit Umgehung der Grundobrigkeit direkt an die Kreisämter wenden. Das ist etwas, aber nicht viel. Ohne eine vollständige Ablösung der Bauern und völlige Abschaffung der Dominialpolizei wird nie wieder ein gesichertes Verhältniß zwischen Adel und Bauern hergestellt werden, wird der Bauer nie zu einer menschlichen Existenz und zu menschlichem Fühlen und Wollen kommen. Unter dem Adel herrscht übrigens noch immer große Furcht vor den Bauern und ein großer Theil desselben hat sich mit seiner Dienerschaft in die Kreisstädte geflüchtet.

Interessant ist ein Bericht eines Augenzeugen über die Krakauer Insurrektion, welcher der „Breslauer Ztg.“ vom Obercensurgericht freigegeben ist; er bestreitet namentlich die halboffiziellen Angaben des Wiener = Correspondenten der „Allg. Augsb. Ztg.“ Nach dem Augenzeugen hätte der österreichische Geueral in Krakau unverzeihliche Fehler gemacht. Die Insurgenten wären gleich den ersten Tag völlig erdrückt gewesen; der abgelebte General hätte aber überall Insurgenten gesehen und nachdem er 2 Tage lang die Kräfte seiner Soldaten unnütz vergeudet und viel unschuldiges Blut vergossen hatte, gab er durch seinen übereilten Rückzug der schon erdrückten Insurrektion neue Lebenskraft. Ferner hätte der katholische Klerus weder Gift aufbewahrt, noch am Kampfe theilgenommen; die von den Österreichern angegriffene Prozession in Podgorze, bei welcher mehrere Priester getödtet oder gefangen wurden, sei eine durchaus friedliche gewesen. Endlich behaubtet er, es sei durchaus wahr, daß von den Kreisämtern eine angemessene Belohnung für eingelieferte todte oder lebendige Insurgenten versprochen sei; das betreffende Aktenstück ist auch derweil in den Zeitungen mitgetheilt; auch wäre der Blutlohn Anfangs mit 25 Fl. ausgezahlt; später aber sei er bei der Masse der Opfer auf 5 Fl. gesunken und dann nicht mehr unter dem Titel **Kopflohn**, sondern als Vorspannlohn, als verlorener Tagelohn ausbezahlt. Der Augenzeuge ermächtigt die Redaktion der „Bresl. Ztg.“ seinen Namen zu nennen und will die Wahrheit seiner Behaubtungen vor den kompetenten Behörden darthun. Ich zweifle sehr, daß die österreichische Regierung darauf eingehen wird. —

Rußland. Zahlreiche nächtliche Verhaftungen werden vorgenommen, Gerüchte von Bauernunruhen im Innern, in Volhynien und Podolien, von furchtbaren Knutenstrafen dringen je zuweilen zu uns herüber; aber die Gränzen sind zu gut bewacht, als daß man etwas Sicheres erfahren könnte. Die Hinrichtungen der von Preußen ausgelieferten Krakauer Insurgenten meldete ich schon oben. Zwei junge Leute wurden zu Tode geknutet, weil der Eine in einer Weinlaune auf einem Balle gesagt hatte: „Brüderchen, es ist doch Schade, daß wir nicht in Krakau waren; das war doch noch der Mühe werth!“ Ein Pfarrer Sciegienny wurde, nachdem ihm schon der Strick um den

Hals gelegt war, auf Lebenszeit in die sibirischen Bergwerke — begnadigt. Muß aus solcher Saat nicht die blutigste Rache sprießen? Deßhalb fand man kürzlich die 3 Bauern, welche den Insurgentenchef Potocki im Schlafe gefangen und ausgeliefert hatten, im Walde erhängt mit ihrer Medaille „dem Verdienste“, die sie für ihren Verrath erhalten hatten, auf der Brust. Mit Österreich scheint Kaiser Nikolaus übrigens nicht sehr zufrieden zu sein; vielleicht ist das noch eine Folge des gescheiterten Vermählungsprojektes zwischen seiner Tochter Olga und dem Erzherzog Stephan. Er ließ den kommandirenden General von Krakau Castiglione 8 Stunden warten und gab ihm dann eine Audienz von 5 Minuten.

Italien. Die Aufregung ist noch immer dieselbe, die politischen Tribunale sind noch in voller Thätigkeit. Renzi soll im Stillen in der Citadelle erschossen sein. Kürzlich wurde wieder ein Insurgent von den Österreichern an die päbstliche Regierung ausgeliefert; dafür wurde gleich darauf ein höherer päbstlicher Offizier Nachts auf der Straße ermordet. Vielleicht machen die Patrioten jetzt bei dem Ableben des Pabstes einen neuen Aufstand in der Romagna. Sie scheinen einigermaßen darauf zu rechnen, daß sich der König Karl Albert von Sardinien unter irgend günstigen Umständen an die Spitze der liberalen Partei stellen werde. Derselbe sollte neulich von seinen Soldaten bei einer Revue mit einem dahin zielenden Rufe empfangen werden. Auf die Reklamation Österreich's mußte die Revue abbestellt werden. Italien wird und muß dieselbe Krisis durchmachen, in der Spanien und Portugal bereits begriffen sind. Die inneren Verhältnisse sind dieselben; aber die äußeren sind wegen Österreich's Nähe allerdings für Italien viel ungünstiger. Indessen was geschehen muß, das geschieht! —

L.

Sparkassen und Proletariat.

Freut euch, Bourgeois! das Mittel zur Vernichtung des Pauperismus ist glücklich gefunden, freuet euch ihr Wohlhabenden! ihr braucht nicht mehr beizusteuern, um arme Weber und Spinner vorm Hungertode zu schützen; freuet euch, ihr Fabrikanten! ihr braucht nicht mehr zu fürchten, daß eure Maschinen und Palläste von hungernden Proletariern zertrümmert werden, denn es werden in Kurzem keine Arme mehr geben, Alle, Alle werden genug haben. Das großartige Mittel, das alles dies bewerkstelligen soll, ist die Sparkasse.

„Der Pauperismus wird verschwinden, wenn die Sparkassen in gehörige Geltung und Flor kommen. — Bring die Sparkassen in Gang und Du wirst gerettet sein vor den gierigen Klauen des Proletariats,“ so ruft ein moderner Cicero in „der allgemeinen Versammlung der Iburger Sparkasse“ vom 14. Jan. 1846 aus. Dem „Osnabrückschen Hausfreunde“ gebührt das Verdienst, jene köstliche Rede der Vergessenheit entrissen und somit die Menschheit, d. h. den Geldbeutel gerettet zu haben. Ja, wenn der „Osnabr. Hausfreund“ nicht wäre, wie manche wichtige Erfindung wäre dann nicht veröffentlicht worden, wie mancher großartige Gedanke bliebe dann auf immer im Kopfe des tiefsinnigen Denkers oder im Pulte des schreiblustigen Gelehrten verborgen. So viele Produkte des gelehrten

Redakteurs hätten nie das Licht der Welt erblickt und jener herrliche Humor, jene extra feine Satyre, voll attischen Salzes, die wir in den polemischen Artikeln des Hausfreunds bewunderten und deren Quelle jetzt leider versiegt zu sein scheint, hätte uns nie ergötzt. Wie manche wichtige Vorschläge und Mittheilungen wären dann nicht gemacht worden, wir würden uns noch immer in baumwollene, wollene und seidene Stoffe kleiden, anstatt in leinene, die Zahl der Schenken und Wirthshäuser, „die wie ein Krebs am Mark des Landes nagen,“ wäre dann noch immer vermehrt, wir wüßten dann noch immer nicht, daß die Auswanderer nur arbeitsscheue, phantastische Träumer sind u. s. w. Alles dies und noch weit mehr verdanken wir dem „Osnabr. Hausfreunde,“ der unermüdlich „zur Beförderung des Landes Wohlfahrt“ wirkt. Doch kehren wir wieder zu unserm Iburger Redner zurück, zu unserm Äsculap, der die Krebsschäden unsrer Zeit durch Sparkassen heilen will.

„Unter allen Wohlthätigkeits-Vereinen zur Förderung des materiellen Wohles, die in der Neuzeit so häufig sich bilden, dürften wohl keine so gerade aufs Ziel treffen als die Sparkassen-Vereine, und so dann mittelbar zugleich am kräftigsten und nachhaltigsten einwirken auf Milderung von Noth und auf Hebung der Rechtlichkeit und Sittlichkeit,“ so beginnt unser Redner und schildert im Laufe seiner Rede die gewichtigen Vortheile der Sparkasse, wie sie unausbleiblich dem Pauperismus wehrt. Die so häufig gemachten Einwendungen, daß die Sparkassen nur dem zu Gute kämen, der mehr verdiene als er braucht, die große Masse aber kaum so viel verdienen könne, um den Hunger zu stillen, werden gründlich zurückgewiesen. „Da heißt es: Mangel an Verdienst ist die Ursache der Noth. Falsch! An Handelsplätzen und Fabrikorten ist **anhaltender Verdienst, hoher Tagelohn.** Aber gerade dort ist beständig Noth und Unredlichkeit und zwar mehr als an andern Orten. Um die Öseder Papierfabrik herum ist der Bankerott einheimisch und um den Strubberg herum steht es in den Häusern der Heuerlinge eben so dürftig aus als anderwärts. Also hier ist nicht Mangel an Arbeit, nicht Niedrigkeit des Tagelohns Ursache der Armuth und Schlechtigkeit, sondern der Unverstand das Erworbene zusammen zu halten, zu bewahren, die Unkenntniß vernünftigen Sparens; der Leichtsinn ist Schuld. Wie gewonnen, so zerronnen. Auch der reichste Tagelohn wird aufgezehrt, unbekümmert um Tage der Drangsale, welche doch gewiß keinem ausbleiben. So ist mir Alles eins, ob ich Geld hab' oder kein's! oder hab' ich kein Geld, haben's andere Leut'.“ u. s. w. — Alle Berichte aus den Fabrikgegenden, aus dem Ravensbergischen, Schlesien ꝛc. über die Noth der Spinner und Weber sind also falsch. Wir wissen jetzt an Handels- und Fabrikorten ist anhaltender Verdienst und hoher Tagelohn.“ Die Schilderungen der „Lohnschreiber“ sind entstellt, ihre Berichte erlogen. Ihr Korrespondent aus dem Ravensbergischen, Herr Redakteur! wird ja jetzt wohl gestehen, daß er die Unwahrheit gesagt, daß die Leute dort anhaltenden Verdienst, hohen Tagelohn haben, daß sie bloß nicht zu sparen verstehen; „der Leichtsinn ist Schuld.“ „Pauperismus ist **muthwillige, frevelhafte Armuth.**“ „Man nennt solche **leichtsinnige, böswillige Arme jetzt Proletarier;** sie sind in der Jetztzeit die Hemmschuhe der gemeinen Wohlfahrt, kosten dem Staate ungeheure Summen durch Zuchthäuser, welche sich immer aus dieser Sorte

am Leichtesten rekrutiren und eben so dem einzelnen Kirchspiele, welches sie beständig rupfen u. s. w. — Und was noch das Schlimmste ist, sie mehren sich in allen Ländern verhältnißmäßig am meisten, wie der Sand am Meere. Der Trotz des Pauperismus wird täglich brutaler und weiset auf die neue Eigenthumsordnung hin, welche die Propheten des Kommunismus († † †) predigen."

"Wie diese einheimischen Kabilen zu beschränken oder zu vertilgen sind, hat man viele Vorschläge und Versuche gemacht. Die Exportation nach Botany Bay der englischen und die Fontanelle Algier für die französischen Proletarier reicht lange nicht aus. Auch dort wie anderwärts müssen immer mehr und mehr Zucht- und Rauh-Häuser gebaut werden. Das sicherste Ableitungsmittel hat — Gottlob!" — (ich begreife nicht, wozu dieses Gottlob! es wäre im Sinne des Verfassers nur zu wünschen) "nicht jeder Staat, ein Sibirien." — "Eben so wenig wie die Staatsvorkehrungen helfen die Ermahnungen der Schule und Kirche, die Vorstellungen von Himmel und Hölle (!)." "Im Katechismus des Leichtsinns und Proletariats ist eine ganz andere Leseart, — ""Vor Gott sind wir alle gleich. Wie auf Licht und Luft haben alle gleiche Ansprüche auf das Meer und das Land, was sich darin erhebt und auf die Früchte, welche unser Herrgott darauf wachsen läßt. Unser Magen ist eben so eingerichtet auf Bier und Wein, auf Kaffee und Stuten, auf Speck und Braten, wie der der Gutsbesitzer und Reichen; — hält man uns unsern Antheil vor, so, so —."" "Von dem Spruche ""Bete und arbeite; Gott hilft allezeit"" wissen sie nichts. Zwar schreien auch sie über Mangel an Verdienst, das heißt bei ihnen aber Lohn ohne Arbeit, letztere überlassen sie gerne dem Bauern und Bürger." (Wozu gehört denn der Proletarier, er ist nicht Bürger, nicht Bauer; unser Redner nennt nur den Besitzenden Bauer oder Bürger, wer nichts hat, ist leichtsinniger und böswilliger Armer, der nicht arbeiten und sparen will.) "Doch wozu von diesen sprechen, da sie gewiß mit der Sparkasse nichts gemein haben? Und doch hat die Sparkasse Beziehung auf sie, diese ist das sicherste Mittel zu ihrer Vertilgung, ohne sie im Kerker füttern oder sie in der Verbannung jämmerlich zu Grunde gehen lassen zu müssen: diese, die Sparkasse kann zum Damm werden, der uns vor ihrer Überfluthung schützt, ein Bollwerk, das uns sichert, von ihnen aufgefressen zu werden."

(Aber Hochgeehrter oder Hochwohlgeborner! ein paar Worte im Vertrauen. Bei aller Achtung und Anerkennung Ihrer schulgerechten Logik und Ihres eminenten Talents kann ich doch nicht umhin, Sie zu warnen, bei künftigen Reden etwas vorsichtiger zu sein. Sie klagen darüber, daß die Ermahnungen der Schule und Kirche, die Vorstellungen von Himmel und Hölle nicht mehr helfen und unmittelbar darauf nennen Sie die erste Grundwahrheit des Christenthums: "Vor Gott sind wir alle gleich," eine Lehrart im Katechismus des Leichtsinns und Proletariats. Das durften Sie um keinen Preis öffentlich sagen, wenn Sie gleich der Meinung sind, daß die Vorstellung von Himmel und Hölle nur ein Schreckbild für das Volk sein soll — "doch das Volk, das Volk muß glauben." — Waren Sie denn so sicher, daß sich unter Ihren Zuhörern kein Christ befand? Und dann noch so unvorsichtig zu sein, und diese Stelle mit abdrucken zu lassen. Wie wenn mal von allen Kanzeln das Anathema über Sie ausge-

sprochen würde, auf wem wollten Sie sich denn stützen? auf die aufgeklärte Bourgeoisie? Das wäre zu viel gewagt, denn die riskirt so etwas nicht; darum vorsichtiger.)

Das einzige sicherste Mittel um die Krankheit unsrer Zeit, die Armuth zu heilen, ist also gefunden und von allen Vorwürfen und Einwendungen, die demselben gemacht wurden, von dem Iburger Doctor glücklich befreiet. „Ich habe hin und her gesonnen, was man der Sparkasse Schlechtes mit Grund nachsagen könnte, habe aber nichts gefunden." — Darum Hand ans Werk gelegt, überall Sparkassen errichtet, in jeder Stadt, in jedem Dorfe, in jeder Straße, damit die Leute Gelegenheit haben, das Ersparte zusammen zu halten. Spart nur, spart, so werdet ihr Besitzer; wendet nicht ein, wir haben nichts zu sparen, wir können kaum so viel verdienen, um uns und unsre Familie nothdürftig zu ernähren, wir müssen ja so schon hungern; ihr lügt, ihr belügt euch selbst und den Herrn Doctor von Iburg, er weiß es besser; in Fabrikorten, wo nach den Lügenberichten der Zeitungen und „Lohnschreiber" die Noth am größten sein soll, ist anhaltender Verdienst, hoher Tagelohn. Spart, spart, geht hungrig zu Bette oder schlaft lieber gar nicht, arbeitet Tag und Nacht bis ihr umfallt und einem andern Platz macht, laßt eure Kinder, sobald sie nur einen Finger rühren können, arbeiten, damit sie etwas verdienen, laßt sie nicht in die Schule gehen, ihr bespart das Schulgeld und sie können unterdeß arbeiten; sterben sie früher, desto besser, ihr habt weniger zu ernähren und der Tagelohn wird durch die vermehrte Konkurrenz nicht herabgedrückt.

Arbeitende Volksklasse! bedenke daß Du nicht der Besitzenden gleich bist, daß Du aus anderm Stoffe bestehst, daß vor Gott nicht alle gleich sind, daß Dein Magen nicht so eingerichtet ist auf Bier und Wein, Kaffee und Stuten, Speck und Braten wie der der Gutsbesitzer, Doktoren und Reichen, denen die Geburt Ansprüche auf diesen Genuß giebt; Du hast nur die Pflicht zu arbeiten, beten und sparen, dann, ja dann bist Du kein Kabile mehr. Ihr aber, denen es dennoch nicht möglich sein sollte, etwas ersparen zu können, ihr müßt es euch gefallen lassen, böswillige, leichtsinnige, muthwillige, frevelhafte Arme genannt zu werden, denn so will es der Herr Doktor von Iburg.

Also Sparkassen errichtet, damit die wohlhabige Bourgeoisie nicht von den Kabilen gefressen wird. Und ihr Bourgeois! seid dankbar, errichtet dem Beglücker der Menschheit, dem Sichersteller eures Geldbeutels, dem Erhalter eures Werths und eurer ganzen Persönlichkeit ein Denkmal, das seiner würdig ist. Löset die Bruchstücke des Hermann ein und laßt sie umschmelzen zu einem würdigeren Monumente. Es könnte z. B. einige hundert Arbeiter vorstellen, die arbeitend verhungern und aus deren Leichen eine behagliche, wohlgeborne Figur hervorginge mit Geldbeutel, Geburtsschein und Doktordiplom. Und dann vergeßt auch den „Osnabrückschen Hausfreund" nicht, auch gegen ihn habt ihr Verpflichtungen, ohne ihm wäre die Rede des Iburger Cicero, der ungleich größer und logischer ist, wie der Römische, verhallet und vergessen worden, seid auch dankbar gegen den „Hausfreund" und — abonnirt, damit er nicht des Hungertodes stirbt, damit ich unpraktischer, phantastischer Träumer noch nach Jahren im fernen Welttheile die Kunde vernehme: Der Osnabrücksche Hausfreund vegetirt noch.

Osnabrück, im April 1846. **H. F. Wallinghoff.**

Korrespondenzen.

(Aus Westphalen, im April.**)** Obgleich die christliche Religion den Glauben an die Unsterblichkeit des einzelnen Menschen als einen Hauptartikel aufstellt, so läßt sie uns darüber doch in mannigfacher Beziehung in Ungewißheit und dieser Umstand kann für das Fortbestehen dieses höchst „beglückenden“ Glaubens um so mehr von traurigen Folgen sein, als demselben die Vernunft, die eine solche Unsterblichkeit für ein Ding der Unmöglichkeit hält; nicht zur Seite steht. — Einmal ist es, wenn wir der Bibel folgen, nicht recht klar, ob schon gleich nach dem Eintritt des Todes oder erst am Tage des Weltgerichts die Zeit der Seligkeit beginne. Nimmt man ersteres an, womit die gewöhnliche Auffassungsweise des Rationalismus übereinstimmt, so drängt sich uns die Frage auf, wie ist die biblische Lehre von dem jüngsten Tage, an welchem „die Gräber die Todten ausspeien werden,“ zu verstehen? Es scheint uns das ein kl. Widerspruch zu sein, den zwar die chr. Theologie, dies größte Wunderwerk der Welt, aufs glänzendste lösen wird, der aber für uns trotz dem — ein Widerspruch ist und bleibt. — Ebenso unbestimmt und zweifelhaft ist es mit der Angabe des Orts, wo wir der „ewigen Seligkeit“ theilhaftig werden sollen. Nach der Bibel, in deren Augen die Erde stillesteht, ist er zwar bestimmt: es ist der Himmel, das über uns Seiende, während das Untere die Hölle ist, aber heutigestags, nachdem wir eingesehen haben, daß sich die Erde dreht, ist derselbe nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben und es hüllt sich daher Alles auf die Frage: „wo ist der Himmel?“ in ein geheimnißvolles, aber kluges Schweigen ein oder es wird gesagt: „ja, das kann man so eigentlich nicht wissen.“ — Auf gleiche Weise herrscht darüber ein Zweifel, ob der ganze Mensch — Körper und Seele — oder nur letztere in den Himmel komme. Das erstere nahm die Zeit des gläubigen Christenthums, mit dem der heutige Pietismus so ziemlich übereinstimmt, an und Luther, den wir wol als den besten Repräsentanten jener „guten“ Zeit anführen können, sagt ausdrücklich, daß die Seligen im Jenseits einen Leib haben werden, der derselbe ist, wie der irdische und doch ein anderer. Überhaupt weiß derselbe von jenem „wahren“ Leben weit mehr als die heutigen Theologen. Nach ihm wird es auch in der andern Welt zu wunderbarlich schöne Thiere geben. In dieser Beziehung wird in seinem Leben von Matthesius folgendes erzählt: „Auf eine Zeit, als sein Hündchen vor dem Tisch nach Brot bellte, fragte einer, ob auch nach der Auferstehung in der neuen Welt unvernünftige Thiere sein würden? Allerdings, sagte er, denn der neue Himmel und die neue Erde wird nicht öde oder wüste sein, sondern voll schöner Kreaturen; ein jegliches Hündlein wird sein gülden Halsband haben, von edlem Gestein und an jedem Härlein eine Perle.“ — Die heutige Zeit, die Zeit des Rationalismus, ist, so sehr sie auch der entschiedenen freisinnigen Richtung gegenüber auf ihre Gläubigkeit pocht, doch auch in Beziehung auf vorliegende Materie dem lutherischen, dem wahren Christenthum gegenüber nichts weniger als gläubig, denn sie läßt den Körper vermodern und nur die Seele der Unsterblichkeit theilhaftig werden. Aber wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, so muß man zwischen der Annahme wählen, entweder daß der Mensch — Körper und Seele — unsterblich sei oder daß es keine Unsterblichkeit giebt. Denn da,

wie erwiesen ist, die behauptete Trennung von Körper und Seele auf einem Irrthum beruht, so ist zu sagen, daß der als eins geborne Mensch auch als eine Einheit stirbt, und demnach wäre nur die Auferstehung des ganzen Menschen möglich. — Mit der Annahme der Unsterblichkeit des Menschen oder des jenseitigen Lebens nehmen wir als Folge den Glauben mit in den Kauf, daß wir nicht hier, sondern nur im Jenseits unsere Bestimmung erreichen können. Wir befinden uns nach dieser Lehre auf einer fortwährenden Wanderschaft ohne Ruhe und Rast, deren Ziel das Jenseits ist; wir können uns, indem wir ja das: „Trachtet am ersten nach dem Himmelreiche" immer vor Augen haben müssen, an dem Irdischen mit ganzer Liebe betheiligen, wir müssen vielmehr mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen dagegen erfüllt werden. Wo nun dieser Glaube an das „wahre Leben" im Jenseits ein ehrlicher und wahrer Glaube ist, da finden wir auch, daß die Menschen, gegen die Interessen des Diesseits, der Menschenwelt, die größte Gleichgültigkeit und Verachtung an den Tag gelegt haben, ja, wir finden als Konsequenz desselben, daß sich die Menschen aus der Welt zurückgezogen und in Einsamkeit ein beschauliches Leben geführt haben, indem sie durch Beten und Fasten das himmlische Paradies zu erreichen hofften (Mönchs- und Nonnenklöster). — Da nach dieser Ansicht das Irdische das Schlechte, das Abzuwerfende ist, so müssen wir's eine Gedankenlosigkeit nennen, wenn man es für eine bewundernswerthe That ausschreit, daß die Menschen, welche jene Ansicht vom Leben hatten, für ihre Sache Marter und Plagen aller Art, ja den Tod selber geduldig ertragen haben. Was war's denn, was sie dahin gaben? Das Gemeine und Schlechte doch wol, um dafür das Köstlichste und Schönste einzuhandeln — den irdischen Leib, diesen „Madensack" gaben sie hin für die Verherrlichung des ewigen — das zeitliche Leben opferten sie für das ewige Leben. Es wird namentlich von Luther gerühmt, daß er so kühn und muthig gen Worms gezogen sei und nicht auf die Vorstellungen seiner Freunde, die ihn davon abriethen, gehört habe. In unsern Augen ist Luther durchaus nicht so kühn und muthig erschienen, wie gedankenlose und saalbadernde Theologen uns glauben machen wollen. Das größte Übel, was Luthers Feinde ihm zufügen konnten, war: daß sie ihn tödteten. Was tödteten sie denn aber? Den Leib, diesen „Madensack," der nach Luthers Glaube ja eben nichts galt, konnten sie ihm wol nehmen, aber nicht die ewige Seligkeit; das „schlechte," „gemeine," „irdische" Leben konnten sie ihm wol entreißen, aber nicht das „ewige," das „wahre" Leben. Luther hatte gut kühn und muthig sein, da er das künftige Leben nach dem Tode für das wahre hielt, aber ein anderer Fall wäre es gewesen, wenn er das Leben auf der Erde für das wahre gehalten hätte und dann allerdings müßten wir seine Kühnheit hoch anrechnen. Aber so — nimmermehr. □.

(†* **Hamm,** 27. Mai.) Die allgemeine preußische Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 ist bei ihrem Erscheinen in fast allen deutschen Tagesblättern in vielfacher Richtung beleuchtet worden, und sind wir den hiedurch angeregten Fragen und Discussionen mit großem Interesse und reger Aufmerksamkeit gefolgt. Keinem der Schriftsteller jedoch, welche sich die Besprechung der Gewerbeordnung zum Thema genommen, ist es eingefallen, in derselben einen Schutz für Kirche und Staat gegen „destructive" und

„subversive“ Tendenzen, noch weniger darin für eine Klasse Gewerbtreibender die Verpflichtung zu finden, gegen diese den Staat und die Kirche zerstörenden Elemente thätig, z. B. als eine besondere Art von Polizei-Agenten, wirken zu müssen. Allein die Ansichten sind verschieden, weßhalb auch der §. 71 gedachter Gewerbeordnung, nach welchem Konzessionen, Approbationen und Bestallungen von der Verwaltungsbehörde zurückgenommen werden können, wenn die Unrichtigkeit der Nachweise dargethan wird, auf deren Grund solche ertheilt worden, oder wenn aus Handlungen oder Unterlassungen des Inhabers der Mangel erforderlicher und bei Ertheilung der Konzession u. s. w. vorausgesetzter Eigenschaften klar erhellt, einen Erlaß der hiesigen landräthlichen Behörde hervorgerufen, den wir aus Nro. 42 des „Wochenblattes für die Stadt und den Kreis Hamm“ entnehmen und hiedurch mittheilen wollen: „In den Wirthshäusern hiesiger Stadt sollen in neuerer Zeit von einer gewissen Seite her Raisonnements über Kirche und Staat geführt werden, die den bestehenden Landesgesetzen zuwider laufen. Unter Hinweisung auf den §. 71 der allgemeinen Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 fordere ich daher die Wirthe auf, eintretenden Falles jene Raisonneure mit Benennung der gegenwärtigen Zeugen mir anzuzeigen, um wider sie die Untersuchung einleiten zu können. Hamm, am 22. Mai 1846. Der Landrath: v. Vincke.“ Diese Verordnung hat das gerechte Erstaunen der Eingesessenen erregt, und Jedermann fragt sich verwundert, in welcher Verbindung der §. 71 der Gewerbeordnung mit der Bekanntmachung des Herrn Landrathes möglicher Weise stehen kann, und wir gestehen gern, daß wir diesen Zusammenhang nicht finden können. Denn wie wir bereits bemerkt haben, so legt die Gewerbeordnung den Gastwirthen die Verpflichtung nicht auf, Polizei-Agenten zu machen oder die Gäste anzuhalten, nur in wohlmeinender Weise sich über Staat und Kirche zu äußern noch weniger kann den Gastwirthen zugemuthet werden, die allerorts gehässigen Functionen eines Denuncianten und Delatoren zu übernehmen. Ohne nun die Verordnung des Herrn Landrathes hier einer scharfen Kritik unterwerfen zu wollen, können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dem Herrn Landrathe unbekannt geblieben, resp. von demselben vergessen zu sein scheint, wie gerade in neuester Zeit selbst den höchsten Gerichtshöfen es schwer geworden ist, die Gränze zwischen erlaubten und unerlaubten Besprechungen über Kirche und Staat zu ziehen; wie es noch kürzlich vorgekommen, daß Gerichtshöfe nichts Straffälliges in Äußerungen gefunden, wo Verwaltungsbeamte Hochverrath, Majestätsbeleidigung und dergleichen gesehen. Und nun sollen gar die Gast- und Schenkwirthe beurtheilen, ob eine Besprechung den Gesetzen zuwider läuft oder nicht! Sodann geben wir dem Herrn Landrathe zu bedenken, daß es durchaus nicht seines Amtes ist, Untersuchungen wegen Kriminalverbrechen einzuleiten, indem solches nur den gerichtlichen Behörden zukommt, und der landräthlichen Behörde wie jeder andern polizeilichen Behörde einzig und allein das Recht zusteht, die etwaige Einleitung einer Untersuchung zu beantragen und von dem Ausfalle derselben Kenntniß zu nehmen. In der Form der Bekanntmachung fällt es auf, daß in dieselbe die rigorosen Ausdrucke „Raisonnement“ und „Raisonneur“ sich eingeschlichen haben, welche wir sonst in Erlassen der Civilbehörden nicht sehr passend erachten können. (Kölnische Zeitung.)

Aus Nr. 143 der Ulmer Kronik besonders abgedruckt.

Dem unterzeichneten Redakteur der Ulmer Kronik ist heute Morgen, den 29. Mai, eine Mittheilung, die schändliche Mißhandlung eines Arbeiters, Namens Ott betreffend, zugekommen. Derselbe begab sich hierauf in Begleitung von Zeugen in die Wohnung dieses Mannes, um sich über den Thatbestand zu erkundigen und vor Berichtigungen und Klagen, die heutzutage an der Tagesordnung sind, gesichert zu sein.

Die Aussage des Herrn Ott, der, (um mit seinen eigenen Worten zu reden) nun im drei und zwanzigsten Jahre dem Glockengießer Wieland im Rosengäßle unterthänig ist, ergibt sich im Wesentlichen folgendes Resultat, das auch bereits vor dem hiesigen Polizei-Amte zu Protokoll gegeben ist. Herr Ott hatte von Glockengießer Wieland bei zwei neuen Öfen eine Beschäftigung erhalten, die er allein unmöglich versehen konnte, da sie die Kräfte eines Mannes allein überstieg. Glockengießer Wieland fand nun als er sich zu den beiden Öfen begab, einen weitern Arbeiter, der Ott bei seiner Arbeit Hülfe leistete. Derselbe wurde zuerst mit Scheltwörtern überhäuft, dann wandte sich Glockengießer Wieland zu Ott und begrüßte ihn mit den Worten: Altes Rindvieh, dummer Esel u. s. w. und fragte ihn, warum nicht er die Arbeit besorge. Die Entschuldigung des Arbeiters, er sei auch nur Mensch und vermöge nichts, was über seine Kräfte ging, zu leisten, wurde von einer Fluth von Schimpfwörtern und dem fortwährenden Ausrufe: Halt **er's** Maul" unterbrochen, welchem dann Schläge in's Gesicht folgten. Da Ott noch immer sich entschuldigen, d. h. rechtfertigen wollte, warf der **reiche Fabrikant den drei und zwanzigjährigen *) Diener zu Boden und trat mit beiden Füßen auf ihn.** Die vor Zeugen mir gemachte Mittheilung des Arbeiters Ott wurde noch außerdem durch den Augenschein bekräftigt. Die Fußtritte des Fabrikanten haben ihre Spuren an dem Körper des Arbeiters zurückgelassen; der Chirurg hatte ihm Blutegel setzen müssen. Den von den Schlägen des Fabrikanten Wieland wunden Kopf des Arbeiters, traf ich verbunden, dessen Zunge wund, von den Faustschlägen, die der Fabrikant Wieland seinem treuen Diener auf die Kinnladen versetzt hat. Dies die sachgetreue Erzählung von der Mißhandlung des Arbeiters Ott durch den Fabrikant Wieland und nun die Moral davon.

Indem ich diese empörende Thatsache in dem von mir geleiteten Blatte zur öffentlichen Kenntniß bringe, genüge ich meiner speciellen Pflicht als Redakteur dieser Zeitung. Als Publicist, der sich die Vertretung der Interessen des Volkes zur alleinigen Aufgabe gemacht, als Geschichtschreiber der Gegenwart bleibt mir die weitere Obliegenheit, diesen traurigen Beitrag zu der Geschichte des Proletariats im 19. Jahrhundert, auch anderwärts in solchen Organen, die gleiche Tendenzen verfechten, zur Kenntniß zu bringen, so wie überhaupt alle jene Herrn, die ihre Diener mißhandeln, an den Pranger zu stellen. Mit Herrn Wieland werde ich den Anfang machen.

F. Fenner von Fenneberg.

*) Daß er ein treuer und geschickter Arbeiter war, beweist wohl der Umstand, daß er schon 23 Jahre in den Diensten dieses Glockengießers steht, was auch außerdem die Geduld dieses Mannes beweist.

Hanne.

Pfui! speit ihr aus: die Hure da!
Bin doch ein ehrlich Weib!
Göthe.

Wer unter euch ist sonder Fehl,
Der werf' auf sie den ersten Stein,
Wenn sie gefehlt, sie hat's nicht hehl,
Doch heuchelt ihr euch lilienrein.

Ihr seht sie nicht in Meß' und Amt
Wer weiß, ob ihr nur Gott besucht?
Doch hat sie Niemanden verdammt,
Doch hat sie Niemanden geflucht.

Sie ging, gleich euch, nicht in die Schul;
Hat sich nicht weis' und klug gelernt,
Doch mehr wie ihr blieb sie vom Pfuhl
Hochmüthger Selbstsucht stets entfernt.

Weil sie aus Liebe sich verging,
Speit ihr mit Abscheu vor ihr aus:
Eu'r Bruder hat das arme Ding
Vielleicht verführt im eignen Haus.

Wer weiß ob ihr nicht tausend mal
Mehr in Gedanken habt gebuhlt,
Wer weiß um eurer Fehler Zahl?
Zur Heimlichkeit seid ihr geschult.

Sprecht, habt wie sie, ihr Tag und Nacht
Gesorgt für eures Leibes Frucht
Genäht, gestrickt, beim Lied gewacht,
Und selten nur das Bett gesucht?

Habt ihr, wie sie, mit flinker Hand
Die blinde Mutter auch ernährt,
Und noch dem Nachbarn Wand an Wand
Ein Stück vom trocknen Brod gewährt?

O nein, dann lagt ihr träg in Ruh
Auf seidne Polster hingestreckt,
Ein blonder Stutzer trat hinzu,
Und geistreich habt ihr euch geneckt.

Ihr wart im Schauspiel, auf dem Ball
Und sah't nach Perl und Edelstein,
Ihr klatschtet hämisch überall,
Ihr schwelgtet in der Trägheit fein.

Wer unter euch ist sonder Fehl
Der werf auf sie den ersten Stein,
Wenn sie gefehlt, sie hat's nicht hehl,
Doch heuchelt ihr euch lilienrein.

Ein Rheinischer Poet.

Redacteur: **Dr. Otto Lüning** in **Rheda.**

Bielefeld. Verlag von **A. Helmich.** — Druck von **J. D. Küster,** Witwe.



